~~III 145~~ 1

Germ. 162/1

Rochlitz

Erinnerungen
zur
Beförderung
einer
rechtmäßigen Lebensklugheit.

In Erzählungen und praktischen Aufsätzen.

Herausgegeben
von
Friedrich Rochlitz.

Erster Theil.

Züllichau und Freystadt,
bey Darnmann 1798.

Gem

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

162/1

Herrn

Oberkonsistorialrath Böttiger,

in Weimar,

dem Freunde und Beförderer alles dessen,
was wahr und schön und gut,

aus

aufrichtiger Verehrung

gewidmet

von

Friedrich Rochlitz.

Vorrede.

Es gab eine Zeit, wo es Sitte war, auf den Titel des Buchs zu schreiben, was darin stand. Diese Mode ist zwar jezt ziemlich veraltet: aber unsere Tanten sagen, nicht alle alte Moden wären zu verwerfen. Ich folge hier der meinigen und behalte die alte Sitte bey. Hiervon will ich Rechenschaft ablegen. Das Buch heißt: Erinnerungen. Ich nehme dies Wort, wie die Kirchenväter die Stellen der Bibel, in einem doppelten Sinn. Man sagt: Jemand an Etwas erinnern, für: ihm Etwas ins Gedächtniß zurükrufen. Daher stehen im Buche Beobachtungen über Menschen, menschlichen Sinn und menschliches Thun — alles das, wie man es wohl immer gesehen, aber nicht immer beherziget hat. Man sagt aber auch: Einen an Etwas er-

innern und beziehet es besonders auf seine Pflichten und Obliegenheiten. So spricht die trauernde Mutter vom ausgearteten Sohne: Ach, alles Erinnern hilft nichts mehr bey ihm! — Daher stehen hier überall eingestreuete Hinweisungen auf diese Obliegenheiten. Da nun aber die Obliegenheiten des Menschen von mancherley Art sind, je nachdem Moral, Religion, Klugheit u. s. w. die Gesezgeberinnen abgeben: so giebt der Titel an — zur Beförderung der Lebensklugheit. Allein das Wort Klugheit ist in unsern Zeiten, als falsche Münze, verrufen; der Misbrauch desselben ist zum gemeinen Gebrauch geworden — wie der Misbrauch des Worts Genie, oder Aufklärung, oder Empfindsamkeit, oder Patriotismus, oder Kosmopolitismus, oder Freyheit, oder Menschenrechte, oder — ach, lieber Gott — Philosophie und Philosoph. Lebensklugheit heißt heut zu Tage gemeiniglich so viel als Politik; und — wer weiß das nicht — Politik so viel als Intrigue. Deshalb steht geschrieben: rechtmäßige Lebensklugheit; womit ich die Klugheit meyne, welche, weit entfernt der Moral zu widersprechen, sie zu umschleichen, und, auf Unkosten wahrer Redlichkeit, Egoismus, Eigennützigkeit, oder wohl gar Lasterhaftigkeit zu befördern — mit der Moral Hand in Hand

gehet, deren allgemeine Gesetze in das gesellschaftliche Leben verwebt; besonders Sätze anschaulich macht, wie etwa diese:

Man kann — was gewisse Leute so schwerlich zugeben — ein streng rechtschaffner Mann seyn, und doch, nach dem gemeinen Ausdruck, gut durch die Welt kommen. Dabey wirklich und anhaltend unglüklich zu seyn, ist seltner, als man gewöhnlich annimmt. — Eins von beyden Prädikaten ist gemeiniglich falsch —;

Man kann ein Schurke seyn, und allerdings dabey die Maske des Biedermanns unerkannt tragen: aber auf die Dauer —? Da ists doch wohl weit schwerer, als man gewöhnlich annimmt. Wer sich noch so behutsam schminkt, wird doch, ehe er sichs versiehet, im Morgennegligee mit gelber Todenwange überrascht; oder es findet einer wenigstens die Schminkbüchse —; Wir haben von Natur ein ziemlich richtiges Auge, um den Redlichen vom Schurken zu unterscheiden, und es sind nicht so oft die Leidenschaften, welche uns täuschen, wie man ewig wiederholt — indem diese das Auge zwar auf einen falschen Gesichtspunkt leiten können, aber es auch zugleich schärfen —: Unbekanntschaft mit

dem Deus in nobis, Vorurtheile und Gewohnheit, schlechte Menschen zu sehen, sind weit öftere Ursachen jenes Betrugs. In ihrem natürlichen Spiegel, der klaren Quelle, zeigt sich die Blume, wie sie ist: unter dem Mikroskop hält man sich an einzelne Theile, und nun erscheint uns auch das Ganze anders —;

Man kann ein verständiger und rechtschaffner Mann seyn, und doch dabey ein Spiel der Buben werden: aber auf die Dauer, und zum gänzlichen Verderben? Auch dieser Fall ist seltner, als man gewöhnlich glaubt — vielleicht ist er gar nicht. Es giebt einen moralischen Regierer der Welt —;

Man kann sehr glüklich seyn, und doch nicht zufrieden, weil man nicht weiß, daß man jenes ist und warum man dieses seyn könnte. Dieser Fall ist weit gemeiner, als man gewöhnlich denkt. Es giebt verständige gebildete Dresdner, welche alt und grau geworden sind und gestorben wären, ohne die churfürstliche Gallerie gesehen zu haben, wenn nicht ein Reisender sie hingeführt hätte. Da freueten sie sich —;

Man bedarf, um ein selbstdenkender und selbstständiger Mann zu werden, nur

etwa eines Dutzend einfacher, aber hell und deutlich im Kopfe erhaltener Ideen, warm und liebevoll im Herzen erhaltener Gefühle. — Sie liegen in uns, und wollen da aufgesucht seyn. Die Menschen, welche sie aufgesucht haben und so in sich erhalten, sind seltner, als man meynen sollte. —

„Wir suchen viele Künste
„Und kommen weiter von dem Ziel" — —

Und so weiter.

So viel über das Ganze und zugleich über die Absicht gegenwärtiger Schrift. Ich bin nicht Verfasser aller Aufsätze darin, wobey das Publikum gewinnen wird: denn hoffentlich erkennet man in den Mitarbeitern einige der beliebtesten Schriftsteller. Die Kritik ist mit Beurtheilung solcher Schriften eben nicht eilig, sonst müßte man bitten, über die erste Nummer jezt noch nicht zu entscheiden, indem ja wohl manches in der ersten Abtheilung einer Geschichte stehen muß, was auf eine zweyte gehet und in jener überflüssig und zweklos scheint. Die zweyte Nummer giebt der Verfasser nicht ohne Aengstlichkeit. Sie ist der Versuch eines Anfangs von einem Versuch. Es ist viel über dies Thema heut zu Tage ge-

schrieben worden: man erlaube ihm aber zu sagen, daß er nach Andern nur — der Zeit nach geschrieben habe. Da dieser Aufsatz doch eine Art Ganzes macht: so will er das Urtheil der Kenner abwarten, ehe er ihn fortsezt oder nicht fortzusetzen beschliest. Sein Motto gehet ihm von Herzen: er hat noch nie die Länge und Schwierigkeit der Reise unserer Ideen vom Kopfe zur Feder so stark gefühlt, als hier.

— —

Begünstiget das Publikum diese Unternehmung, so soll halbjährig ein diesem ähnlicher Band erscheinen; und ich glaube dafür stehen zu können, daß das Interesse der Schrift mehr zu- als abnehmen wird.

Leipzig, den 28. Januar 1798.

Der Herausgeber.

Bey dem Verleger dieses Buchs sind noch folgende Schriften herausgekommen:

Biographien großer und berühmter Männer, aus der neuern brittischen Geschichte. Aus dem Englischen mit litter. Anmerk. von Herrn Hofrath Meusel, gr. 8v. Sonst 1 thlr. 14 gr. jetzt 1 thlr. 8 gr.

Gallus G. T. Handbuch der Brandenburgischen Geschichte 2 Bde. 8v. 20 gr.

Desselben 3r Bd. 8v. 1 thlr.

Desselben 4r Bd. 8v. 1 thlr. 12 gr.

— — Geschichte der Mark Brandenburg 2te vermehrte Auflage 1r Bd. 8v. auf Holländ. Ppr. 1 thlr. 8 gr.

Auf Druckpapier 20 gr.

Gartenökonomie für Frauenzimmer, oder Anweisung, die Produkte des Blumen Küchen- und Obstgartens in der Haushaltung aufs mannigfaltigste zu benutzen 8v.

Erstes Bändchen vom Blumengarten 14 gr.

Zweytes Bändchen vom Küchengarten 22 gr.

Drittes Bändchen vom Obstgarten. 18 gr.

Viertes Bändchen Beschluß vom Obstgarten 16 gr.

Alle 4 Bändchen 2 thlr. 22 gr.

Peter und Maria. Scenen aus Schlesiens Geschichte, mit einer Titelvignette von Penzel 8v

Auf Schreibpapier sonst 1 thlr. 4 gr. jetzt 1 Thlr.

Auf Druckpapier 12 gr.

Inhalt.

I. Der Spieler. Erste Abtheilung. Seite 1

II. Meines Onkels Briefe an seinen männlichen Sohn über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung. 173

III. Die Stärke des Vorurtheils. Von A. Lafontaine 258

Fehler, welche in den ersten 14 Bogen vor dem Lesen zu verbessern, unbeträchtlichere aber und spätere mit der Entfernung des Herausgebers vom Druckorte zu entschuldigen — gebeten wird.

S. 30 Z. 3. lies: seinen Freund.
= 32 = 15. l. Verziehen.
= 45 = 8. l. an sie.
= 65 = 20. l. sie bemerkte?
= 71 = 21. l. Wen.
= 72 = 5. l. der Saule.
= 101 = 4. l. Wechsel, der für ein halbes Jahr zur Befriedigung aller seiner Bedürfnisse ausreichen sollte, verschwindet ꝛc.

Kurz darauf wird nach: immer war (.) gesezt, und die Worte: und nun bleiben wollte — werden ausgestrichen.

= 180 = 15. setze hinzu, nach: und gut — oder, um ganz bestimmt zu sprechen, was der Gerechtigkeit gemäß —
= 192 = 21. l. Matrone.
= 219 = 17. streiche: und Edle — aus.

I.

Der Spieler.

Erste Abtheilung.

— ſuadeo
Ex aliis ſumere exemplum ſibi.

Terent.

Der Spieler.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Herr R—, seine Gattin, und sein kleiner Sohn.

Adolf R— war der einzige Sohn eines angesehenen und reichen Kaufmanns in H—. Niemand sprach dem Vater ab, daß er ein ehrlicher Mann — aber eben so wenig, daß er ein Beleg war zu Lessings Behauptung: man ist noch verzweifelt wenig, wenn man nichts ist, als ein ehrlicher Mann! Man ist nehmlich, wie ich denke, dann nichts weiter, als — kein Schurke; so wie man in der Sprache der nachsichtsvollen Weiber ein guter Mann heißt, wenn

man nichts weiter ist, als — kein Haustyrann. Herr R— war also das erste; und hatte auch, nach der Meinung seiner guten Frau, zuweilen einen Anstrich vom zweyten. Uebrigens stand er seinen weitläuftigen und heterogenen Geschäften — er war zugleich Beysitzer im Senat — mit großer Genauigkeit vor; das heißt: Schlag neun Uhr ging er in vollem Anzuge auf das Komtoir; sahe hierhin, sahe dorthin; ließ sich von seinen Leuten fragen um dies oder um das; sagte zu dem Einen Ja, zu dem andern Nein; ließ sich die angekommenen Briefe bringen, eröffnete und las sie in Gesellschaft des verständigen Buchhalters, und antwortete — wenn dieser sagte: ich dächte Herr R— übernähmen dies Geschäft: Ja; wenn dieser widerrieth: Nein; hierauf kamen Zeitungen, über deren Lesen ihn die Glocke mit eilf Uhr überraschte, ehe er sichs versahe. Er seufzete über das Drängen der Geschäfte und ging nun in den Senat, um das Wohl des Staats handhaben und, nach seinen Kräften, bearbeiten zu helfen. Gegen ein Uhr kam er nach Hause, trat etwas düster ins Zimmer, seufzete ermattet, hielt sich eine Minute lang die Stirn mit der flachen Hand, und sagte gepreßt:

„Ach Gott! hat man nicht seine Noth! An„strengung des Kopfs von früh bis spät—!“ Da war es denn gut, wenn die redliche Frau schon vorher mit aller Aengstlichkeit dafür gesorgt hatte, daß „dem Herrn“—, wenn er nach Hause käme, nicht etwas Unangenehmes in die Augen fiel. Unter solches Unangenehme gehörten denn vorzüglich auch die Kinder, so lange sie klein waren — damals lebten deren noch mehrere; als sie größer wurden, durften sie schweigend dableiben, ihre Verbeugungen appliciren, und gleichfalls schweigend an der Familientafel speißen.

„Der Herr hat so viel zu thun —
sagte die gute Frau;
„und das macht ohnedies verdrüßlich: es ist al„so Pflicht für mich, alles sorgsam zu entfernen, „was seinen Verdruß vermehren könnte!“—

Außer ein wenig Grämlichkeit, konnte man übrigens dem Herrn R— nichts Schuld geben, das seiner sogenannten Gutheit, und außer dem, was man in starkem und antiken Maase Kaufmannsgeist nennet, nichts, das seiner Ehrlichkeit Eintrag gethan hätte.

Dieser leztere — dem Himmel sey Dank, jezt immer seltener werdende Geist strahlte aber

an ihm wieder in einer Klarheit und Reinheit, wie ihn der Moralphilosoph in seinen Schilderungen erscheinen läßt. Warest du nur einigermaßen durch ansehnliche Empfehlungen mit Herrn R— bekannt, so konntest du darauf rechnen, er lud dich nächstens zu einem Gastmahl ein, das schweres Geld kostete, und sahe es wirklich gern, wenn du es dir schmecken ließ'sest und seine Weine lobtest — von denen er dich dann lächelnd versicherte, daß sie auch niemand so rein bekäme, der nicht Konnexionen, wie er, besäße; aber eben so sicher konntest du auch seyn, daß er dir, vielleicht den folgenden Tag, funfzehn Pfennige Porto für einen Brief an dich, der bey ihm eingeschlagen war, abfordern ließ. Er kaufte kostbare Gemälde für seinen großen Gartensaal: aber wenn sein Adolf etwa ein kleines Buch brauchte, so sahe er es gern, wenn es ihm der Hofmeister schenkte. In seinem Treibhause fandest du, vermittelst manches aufgebrannten Holzstoßes, zu Weihnacht reifende Pflaumen, Pfirschen und Aprikosen: aber seine Dienstboten erfroren in kalten Wintern Hände und Füße. Seine Frau bekam an Geburtstagen und andern feyerlichen Familienfesten kostbare Geschenke von Perlen, Brillianten u. d. gl.:

aber um ein modernes Hauskleidchen zu erhalten, mußte sie vielleicht siebenmal in abgelauerten guten Stündchen mit bittenden Vorstellungen einkommen, u. s. w. Man pflegt sich über solche scheinbare Widersprüche im wirklichen Leben oft zu verwundern: aber, wie ich glaube, mit Unrecht; es ist das nur sehr richtige Konsequenz, sehr genaue Haltung des Ganzen solcher Charaktere.

Von Madame R — läßt sich, außer dem, was schon von ihr gesagt worden ist, daß sie nehmlich eine recht gute Frau war — nichts weiter sagen. Sie war, mit andern Worten, das, wovon so viele Feinde der Weiberaufklärung auch in unsern Tagen, zuweilen sogar öffentlich, wünschen, daß es alle Weiber einzig und allein seyn möchten, und worüber sie — beseelt von einem gewissen orientalischen Geist, welcher die Jungfrau unter den Thierkreis versetzte — so oft seufzen, daß es unsere Weiber nicht mehr so ausschließend wären: eine mit allem genügsame, alles duldende, emsige Hausfrau. Sie weinte zwar zuweilen heimlich über ihres Mannes Wunderlichkeit — stärker drückte sie sich, auch wenn sie allein war, nicht aus: aber über den Zurüstungen zu einem Hauptgericht, zu einer

Wäsche, u. d. gl. war das alles bald wieder vergessen, und des Abends sang sie doch mit wahrer Herzlichkeit: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte — —

Unter die Dinge, welche ihr Thränen abpreßten, gehörte auch die Behandlung, die ihr geliebter Adolf — der einzige, welcher ihr von fünf Kindern übrig geblieben war — zuweilen erdulden mußte. Adolf war in seinen frühesten Jahren in jeder Rücksicht ein liebenswürdiges Kind; wohlgebildet an Körper, lebhaft, fähig und gutmüthig an Geist. Sein Vater gewann ihn, als er etwas älter geworden war, zwar lieb: aber dies schützte den Kleinen nicht vor des Vaters Wunderlichkeiten, die zuweilen sehr hart und schwer auf dem jungen Herzen lagen. Was konnte die wohlmeynende Mutter also besseres — wie sie glaubte — thun, als daß sie dafür, daß Adolfen vom Vater zuweilen seine unschuldigsten Neigungen und Wünsche, ohne alle Ursache außer dem Willen des Vaters, versagt wurden, ihm heimlich alle Wünsche und Neigungen befriedigte? Die natürliche Folge dieses widersprechenden Benehmens beyder Aeltern war, daß Adolf schon bey weitem kein so liebenswürdiger Knabe, als vor-

mals ein liebenswürdiges Kind war. Sein für seine Jahre ziemlich feiner Verstand übersahe die Verhältnisse im Hause gar bald; lernte zu bequemer Zeit ein wenig heucheln, zu anderer Zeit ein wenig despotisiren; wußte sich in die Zeit zu schicken, wenn böse Zeit war, und es von allen Seiten zu benutzen, wenn gute eintrat. Kaum war er etwa zehen Jahre alt, als er gegen die gute arme Mutter gleichfalls schon seine — Wunderlichkeiten zu haben anfing. Diese ließ ihren Eheherrn nichts davon ahnden — „um ihn nicht zu ärgern!" — glaubte aber dem Uebel durch einen verständigen Hauslehrer abhelfen zu können, und kam bey Herrn N — in guten Stündchen oftmals um einen Helfer in der Erziehungsnoth bittend ein: aber lange vergebens. Herr N — hatte ohnedies zu viel verdrüßliche Geschäfte, als daß er sich so leicht hätte entschließen können, in dieser Absicht einen ausführlichen Brief an einen seiner Korrespondenten in L — zu schreiben. Endlich aber geschahe es dennoch.

Zweytes Kapitel.

Herr Willmer und dessen Operationen.

Alles vereinigte sich hier zu Adolfs Vortheile. Der Correspondent war ein kluger, gewissenhafter und braver Mann; er wollte einen sehr würdigen Erzieher empfehlen, oder gar keinen: und das Glück wollte, daß er einen wußte, den er empfehlen konnte. Willmer — wie dieser Erzieher heissen mag — war ein Mann von viel Wissenschaften, besaß Welt- und Menschenkenntnis, hatte im Erziehungswesen schon manche Erfahrung gemacht; wurde beglückt durch einen heitern Muth, ein zufriedenes Herz, einen sich in alle nur erträgliche Lagen leicht schikkenden Sinn; und fühlte sich immer zu nützlicher Thätigkeit aufgereizt durch den guten Willen, in jeder solchen Lage wenigstens so viel Gutes zu thun, als er thun könne, und als vielleicht so mancher Andere an seiner Stelle nicht thun würde. Er trat die Reise nach H — an mit gutem Vertrauen auf sein Glück und auf die Menschen, die er, bey allen seinen zum Theil gar nicht erfreulichen Erfahrungen, doch noch

lange nicht so schlimm finden wollte, als so viele frömmelnde Moralisten und noch mehrere aus reinbrandtischer Nacht hervormahlende Dichter und Dichterlinge sie finden; warf zwar einige Winke, welche ihm der R — ische Korrespondent bey seiner Abreise gab, nicht von sich: ließ sich aber auch dadurch nicht furchtsam machen, noch weniger gar darnieder schlagen.

„Schwache Menschen —

sagte er —

„hast du überall in Menge gefunden; Böse„wichter, wenige. Ey nun, so wirds ja in „H — auch nicht anders seyn! Mit Schwa„chen bist du gewohnt umzugehen, und du „hast deine Sachen immer mit ihnen zu ma„chen gewußt, wenn du nur erst ihre wun„de Seite kanntest. Nun — das wird sich „ja dort auch finden! Gut willst du es mit „ihnen meynen, denn — du bist ja auch „nur ein schwacher Herr, wie Niemand bes„ser weiß, als du selbst" — —

Bey seiner Ankunft übersahe er die Verhältnisse des Hauses gar bald, und gestand sich: es könnte zwar eben nicht schaden, wenn sie besser wären; aber dessen ungeachtet schienen sie noch bey weitem nicht gerade zu schlimm zu seyn.

„Hast du dir doch immer Aeltern ge-
„wünscht —

sagte er;

„mit denen du entweder das ganze Erzie-
„hungsgeschäft theilen könntest, oder die es
„dir ganz überließen — nur kein Mittel-
„ding, kein halbkaltes halbwarmes Wesen;
„— hier findest du ja gleich deinen zwey-
„ten Wunsch erfüllt!" —

Uebrigens bekam er denn doch halb so viel Gehalt; als der Kunstgärtner, und wurde diesem Manne auch in äußern Achtungsbezeigungen und Höflichkeiten ziemlich gleich gesetzt: und dabey ließ es Willmer vor der Hand recht gut seyn.

Die erste Sorge dieses Mannes, der ganz unter die beneidenswerthen Menschen gehörte, welche dem Glück Trotz bieten können — war, sich bey den Aeltern Achtung, bey dem Knaben, diese, und zugleich Liebe zu erwerben. Das erste glaubte er nicht anders erreichen zu können, da er nicht reich war — als durch ohne Beleidigung zu fühlen gegebene Ueberlegenheit des Geistes, und zwar in solchen Fächern der Wissenschaften, die hier in Ansehen standen und nicht für gelehrten Schnik-

schnak gehalten würden. Er erreichte seine Absicht vollkommen, und Adolfs gute Mutter dankte oft von ganzem Herzen der Vorsehung, daß diese sie einen so gelehrten und doch so freundlichen Mann für ihren Einzigen habe finden lassen. Mit Adolfen wurde es ihm schwerer, weil dessen Verwöhnung noch keinen festen Charakter angenommen hatte, dem geradezu entgegen zu arbeiten gewesen wäre; und dessen ungeachtet saß diese Verwöhnung schon sehr tief in des Knaben ganzem Wesen. Weil ich aber kein Erziehungsbuch schreibe, so muß ich mich begnügen zu sagen: daß es Willmers gutem Willen und verständigen Fleiße auch hier gelang, viel — wenn auch nicht alles, was er wünschte, zu würken. Er verwischte nach und nach die Hauptflecken in Adolfs Charakter, und hoffte nicht vergebens, mit der Zeit schöne Tugenden an ihre Stelle setzen zu können.

Uebrigens entwickelte sich in Adolfs Geist gar bald eine aufrichtige Liebe zu den Wissenschaften. Er war nicht ohne Talente; und wenn seine Flüchtigkeit von dem, was er erlernte, auch wenig jezt zur Reife kommen ließ: so begriff er doch vielerley und

betrieb es mit Lust und Eifer. Willmer beruhigte sich dabey mit dem Grundsatze, daß die Zeit aller Reife noch nicht da sey, und daß man aus einem flüchtigen Jüngling — freylich viel Gutes und Böses: aus einem schleichenden und träumenden aber schwerlich irgend Etwas bilden könne.

Drittes Kapitel.

Einige Raisonnements des Herrn Willmer. Trennungen.

Nach einigen Jahren wurde Adolf, neben Herrn Willmers Unterricht, allmählig zu einigen Komtoirgeschäften angehalten, betrieb sie gern und ziemlich gut, und übertraf überhaupt jezt, in seinen frühern Jünglingsjahren, die Hoffnungen aller, die ihn in Knabenjahren gesehen hatten, sehr weit. Sein Lehrer hatte vollkommen so brauchbar und fest, auch so ziemlich fein ins Auge fallend gebauet, als es sich, auf einem so lockern Boden, nur immer bauen läßt. Freylich ging es ihm dabey wie manchem andern

Baumeister: er selbst, und er allein kannte die Fehler seines Werkes.

„Frühe Erziehung —

pflegte er zu sagen —

„das heißt, Erziehung von den ersten Jah-
„ren der Kindheit an bis in das reifere
„Knaben- und angehende Jünglingsalter —
„also hier gerade in der Zeit, in welcher du
„Adolfen noch nicht gesehen hast —: diese ist
„nicht nur Grundlage, sondern auch Haupt-
„sache der ganzen Erziehung. Es giebt für
„uns — nun einmal nicht reingeistige, son-
„dern geistig sinnliche Menschen —

fuhr er fort —

„zwey Hauptthülfsmittel, zur Tugend und
„Glückseligkeit zu gelangen: daß wir von
„Kindheit an an das Gute gewöhnt; oder
„daß wir in spätern Jahren durch Erfah-
„rung dahin geleitet werden. Ob der Weg
„der bloßen Grundsätze, ohne jene Ge-
„wöhnung oder Erfahruug eine ebene Bahn
„zu jenem Ziele ist, weiß ich nicht, denn ich
„habe noch keine Menschen gefunden, welche
„auf demselben allein dahin gelangt wä-
„ren; daß er aber mit jenen am sichersten
„dahin führe — das weiß ich, denn das hab

„ich oft genug gesehen. Durch Erfahrung „und aus ihr erst abstrahirte Grundsätze „aber allein klug und weise werden wollen, „ist unverständig; es so werden müssen, we„gen verfehlter Erziehung, ist traurig. Die „Erfahrung hinkt; kömmt also nicht nur spät, „sondern gemeiniglich auch zu spät an. Zu „spät — so daß wir Gefahr laufen, von ihr „selbst in dieser Welt wenig Gebrauch machen „zu können.

„Also lasset uns lieber Gott danken, wir, die „wir auf dem Wege der frühern Gewöhnung „zu jenem Ziele gelangt, oder vielmehr in den „Stand gesetzt sind, es ohne allzugroße „Schwierigkeiten von innen, erreichen zu „können! Lasset uns, wo wir können und „so viel wir vermögen, beytragen, daß dies „Natursystem unter Erwachsenen Freunde, „unter Knaben und Mädchen Schüler und „Schülerinnen gewinne! — Manche Vir„tuosen, wahre oder eingebildete — beschloß er seinen langen Sermon, wenn er noch eine feine Weile fortdeklamirt hatte —

„Manche Virtuosen wenden mir ein: das, „was Kindern so frühzeitig beygebracht, wo„zu sie angehalten werden, sey nicht Tugend.

„O, nennet es wie ihr wollt, ihr Herrn! „Es ist wahr, es ist nicht reine, es ist kind„liche — oder, wenn ihr lieber wollt, kin„dische Tugend; ich meyne: ziemlich blindes „Rechtthun. Aber dies Rechtthun wird man „eben gewohnt; was man gewohnt ist, wird „einem leicht; was einem leicht wird, thut „man gern und oft, gewinnt man lieb — und „so kommen sie in reifere Jahre; da nehmet „diese wohl Vorbereiteten in eure höhern Tu„gendschulen auf! Das Fleisch ist dann mei„stens bezwungen, nun sezt den Geist hinzu; „damit, wenn die jezt erwachende, bald ins „unendlich Liebliche, bald ins unendlich Küh„ne mahlende Phantasie in Verbindung mit „den Trieben Leidenschaften bildet, diese ei„nen Gegenhalt finden, und ihr nicht ver„langen müßt, daß euer kalter — wenn auch „noch so hoher, abstrakter Grundsatz diesen „Gegenhalt allein ausmachen soll. Früh leh„ret sie recht thun, später werden sie dann „Gutes thun; früh erziehet an ihnen, was „da ist — Sinnlichkeit, später vermählet mit „dieser, was hinzu kömmt — Vernunft: „dann werden Gott und die Natur den See„gen sprechen zu dieser Vermählung, u. s. w.

Im R—schen Hause hatte der ehrliche Willmer freylich diesem seinen System nicht gemäß handeln können; denn man hatte in den Jahren, in welchen es, seiner Meynung nach, hätte angewendet werden müssen, an Adolfen nichts gethan, oder weniger als nichts — etwas Verkehrtes. Er glaubte also nur nachhelfen zu können; hielt sich deshalb, mit Luther zu reden, hier für keinen Werkmeister, sondern nur für einen Hümpler; und sahe voraus — Adolf wird erst durch Erfahrung weise und gut werden; in welchem Betracht sich der Lehrer nur das vor allem angelegen seyn ließ, seinen jungen Freund so zu bilden, daß er auf diesem traurigen Wege nur nicht zu spät an das Ziel gelangen möchte.

Aber auch das wurde ihm in seinen und Adolfs Verhältnissen erschwert. Es war ihm erlaubt, unter der Voraussetzung, daß er sich nicht etwa beykommen ließ, Adolfen zu einem Gelehrten zu machen — den jungen Mann in allerley Wissenschaften und Kenntnissen zu unterrichten: nur in einer konnte er nicht ändern, daß sein Adolf zurückblieb, und zwar in einer der unumgänglich nothwendigsten — in Menschenkenntnis und Weltklugheit.

Mündliche Anweisung auch hierzu seinem Schüler zu geben, war ihm zwar unverwehrt: aber Willmer wußte, daß hier bloße Anweisung, bloßes Regelwesen, ohne Belege aus der dem Lernenden bekannten Welt, ohne Anschauung und wohlgeleitete Versuche der Anwendung des Erlernten — gerade das wenigste; daß sie nichts weiter sey, als Anweisung zur Astronomie auf der Kugel und ohne gestirnten Himmel, oder Unterricht zur Botanik aus dem Linnée, ohne Wiesen und Felder.

„So wie man den Lehrling da erst unter
„die Gewölbe des Himmels, erst auf Wie-
„sen und Felder, und dann auf die Karten
„oder ins System führen muß —

sagte er —

„so muß man ihn auch hier erst in die Ge-
„sellschaft und dann ins einsame Zimmerchen
„zur Erforschung, Rekapitulation, Ord-
„nung des Gesehenen und Gehörten brin-
„gen“ — —

Das war ihm nun aber unmöglich gemacht, theils wegen besonderer Verhältnisse, durch deren Erzählung ich dies ohnedies vielleicht trockene Kapitel nicht noch verlängern will; theils, und hauptsächlich darum, weil Herr R —, und folglich

auch seine Gattin, welche außer dem seinigen nie einen Willen hatte — durchaus keinen nur einigermaßen vertrauten Umgang mit andern Menschen hatten oder duldeten; und Fremde, welche in Handlungsgeschäften zuweilen in das R — sche Haus kamen und etwa eine Mahlzeit lang da blieben, waren Phänomene, die erschienen und augenblicklich wieder verschwanden, ohne dem Beobachter Zeit zu lassen, sie näher zu betrachten.

Jezt war Adolf siebzehn Jahr alt — ein geschickter, lebhafter, schöner und blühender Jüngling; nun konnte die Zeit nicht mehr aufgeschoben werden, wo er an einen fremden Ort und in ein fremdes Handlungshaus kommen sollte, um sich zu seinem Beruf vollends auszubilden, und dann in die Geschäfte seines Vaters mit aufgenommen zu werden. Herr R — wählte zu jenem Orte B —, zu diesem Hause das F — sche, weil es eines der beträchtlichsten war, mit denen er in Handlungsverbindungen stand, und weil besonders auch Herr F — selbst ein akkurater Kaufmann sey und ein grosses Haus mache. Herrn Willmer entließ man, weil man ihn nicht mehr brauchte. R — war aber, wie er selbst sagte, nicht so indiskret, daß

er ihn ohne einen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das, was er in den verwichenen fünf Jahren an seinem Sohn gethan, hätte entlassen sollen: er zahlte ihm also, nebst den Kosten der Rückreise nach L — seinen vollen Gehalt noch nach — auf ein Vierteljahr.

Der Abschied zwischen Lehrer und Vater war damit abgemacht; die gute Mutter weinte und bat Willmern, auch in der Entfernung ihr und ihres Sohnes Freund zu bleiben; Adolfen aber wurde die Trennung sehr schwer. Er umarmte seinen bisherigen Führer, in dem er jezt zugleich seinen besten und einzigen Freund verehrte und liebte, und konnte ihm nichts zum Abschied sagen, als:

„Dank, Dank für alles! Wir müssen uns „noch wiedersehn!" —

„Bleiben Sie mein Freund" —

sagte Willmer, indem er den Jüngling fest an sein Herz drückte —

„Ja es kann leicht geschehen, daß wir uns „wiedersehen: Gott gebe, daß dann Ihr „Herz noch so rein an dem meinigen schlägt, „als jezt!" —

Willmer hatte sich heimlich mahlen und sein Bild in einen Ring fassen lassen; diesen steckte er an Adolfs Finger, indem er sagte:

„Tragen Sie diese Kleinigkeit, damit Sie „mich nicht vergessen!“ —

Adolf fiel ihm noch einmal um den Hals, dann eilte Willmer in den Wagen und kehrte nach L — zurück. Einige Monate darauf ging Adolf nach B — ab.

Viertes Kapitel.

Adolfs erstes Jahr in B—

Von dem ersten Jahre des Aufenthalts Adolfs in B — läßt sich nicht viel sagen. Die Familie, in welcher er nun lebte, hatte sein Vater, der sonst nicht der glücklichste Menschenmahler war, ziemlich wahr und treu portraitirt, indem er gesagt hatte: Herr F — wäre ein reicher Mann, machte viel Geschäfte und ein großes Haus. Jenes war er, dieses machte er, — weiter aber war und machte er auch gar nichts. Adolf war für die große Welt noch viel zu ungebildet, schüchtern und unbehülflich, als daß man viel Rücksicht auf ihn genommen hätte; er war noch viel zu unerfahren und ungeübt in dem, was man in dergleichen Häusern

feine Sitten nennt, als daß er nicht gar oft hier-gegen verstoßen, und im Vergleich mit den feinen jungen Herrn, die ziemlich zahlreich im Hause aus- und eingingen, eine sehr kleinliche Rolle hätte spielen sollen; er war zu ehrgeizig und doch zu wenig eingebildet, als daß er jene Verstoße und diese Rolle nicht hätte bemerken, sich nicht oft heimlich darüber ärgern, und eben um des-willen alle nähere Bekanntschaft so viel möglich vermeiden sollen. Die wenigen Geschäfte, die er zu besorgen hatte, fülleten allerdings seine Zeit nicht, noch weniger seinen Geist aus; er hatte also täglich manche müßige Stunde, und Niemand bekümmerte sich darum, wie er sie hinbrachte: aber seine bisherige Erziehung, seine Liebe zu mancherley Wissenschaften, seine Jugend, Unerfahrenheit, Schüchternheit, machten, daß er sie besser hinbrachte, als geschehen seyn würde, wenn man ihn in die freundschaftlichern Zirkel des F — schen Hauses und der Familien, welche mit diesem in Verbindung standen, aufgenommen hätte. Die Weiber sollen, wie man sagt, das zuverlässigste Urtheil über einen jungen Mann sprechen, ehe er etwa — vier und zwanzig Jahr wird: also mag ihr Urtheil über Adolfen hier stehen.

Sie ließen ihn nicht ganz unbemerkt, scherzten aber nur über ihn. Eine muntere junge Kriegsräthin, die das Unglück hatte, mit einem alten Manne verheyrathet zu seyn, der so unhöflich war, von dieser Erde weder weichen noch wanken zu wollen — nannte ihn zuerst den hübschen Landjunker; und ihre Stimme hatte so viel Autorität, oder man fand diesen Namen so passend, daß er unter ihm in den vertrautern Zirkeln der Damen kursirte. Doch gab es auch eine Oppositionsparthey —

„Hübsch —?

sagte eine Dame von vier- bis sechs und dreyßig Jahren —

„das mag er seyn, oder vielmehr werden:
„denn jezt kömmt er mir noch vor wie ein
„halbes Kind" —

„Mir nicht, Tantchen —!

fiel ihre kleine blonde Nichte von funfzehn Jahren schnell ein, und stockte und ward ein wenig roth, als es heraus war —

„Wirklich nicht —?

sagte Madame L—, welcher die böse Welt etwas freye Sitten Schuld gab, lächelnd —

„Nun liebes Kind, sie brauchen nicht roth zu
„werden: auch ich halte ihn für sehr hübsch —

„aber freylich finde ich ihn auch noch ganz oh-
„ne Sitten, ohne Bildung, ohne Kultur —
„Das wird sich finden" —
fiel eine lebhafte junge Brünette ein;
„Gewiß —
antwortete Madame L— gezogen;
„besonders wenn er das Glück haben sollte,
„daß Mademoiselle ihn ein wenig in die Schu-
„le nähmen! u. s. w. u. s. w.

Man sieht hieraus zugleich ohngefähr, mit was für Leuten Adolf es zu thun hatte.

Jezt aber ahndete er von dem allen gar nichts, hielt sich selbst für viel zu unbeträchtlich, um Stoff zur Unterhaltung für einen so glänzenden Damenzirkel zu geben; saß in seinen Freystunden auf seinem Zimmerchen und las; oder ging ins Schauspiel — das einzige öffentliche Vergnügen, an dem er Theil nahm. Uebrigens speißte er des Mittags an der Familientafel — das war aber auch alles, was er an dieser Tafel that: denn auch hier hielt er sich für eine viel zu untergeordnete Person, als daß er es hätte wagen sollen, in die kritischen Erörterungen, welche die Dame vom Hause über die gestrige Oper oder das gestrige Schauspiel oder den gestrigen Ball oder das neuste Stück des

Modejournals u. s. w. anstellete, einzustimmen; oder sich in die statistisch = politisch = satyrischen Verhandlungen des Herrn F— mehr zu mischen, als das Höflichkeitsgesetz des Rechtgebens verlangte.

Nur eine Art von Anspielungen, Winken, Witzeleyen u. d. gl., welche der Herr vom Hause sehr liebte; mit denen er nach und nach alle seine gewöhnlichen Tischgenossen angesteckt hatte; und welche aus allen seinen Unterhaltungen — wie schön gefärbte Giftschwämme aus jedem morastigen Boden — hervorschoß, schnitt tief in Adolfs Seele ein. Es waren das Witzeleyen über Dinge, welche andern ehrlichen Leuten, die sich noch nicht zu so hohem Schwung des Weltton hinaufgearbeitet hatten — Dinge, welche also auch unserm Adolf bisher heilig gewesen waren. Dem Jüngling, an dessen Religionssystem der brave Willmer so sorgsam gebauet hatte, zuckte anfänglich ein bitterer Schmerz durch die Seele, wenn sein Herr Principal so ein Blümchen hinstreuete; mit der Zeit erröthete er nur noch dabey; dann wurde er gleichgültiger darüber; endlich lachte er, wie die andern, über den Witz, der zuweilen wirklich darin war. Er dachte nun zwar nicht etwa

viel darüber nach, gab seinen Glauben an diese oder jene Pflicht und Tugend, die der launige Herr F — mit einem Bonmot beehrt hatte, nicht etwa sogleich auf — denn er fühlte ihre Verbindlichkeit, Würde und Schönheit noch zu stark in seinem Herzen: aber ein so schönes Band, das ihn an Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit knüpfte, wurde doch nach und nach dadurch lockerer. Zu Ende des ersten Jahres seines Aufenthaltes in B — war er schon so weit verfeinert und exaltirt, daß er sich schämte, die Parthey dieser oder jener bespöttelten Pflicht und Tugend laut zu nehmen, obschon er dies gemeiniglich im Herzen that; daß er manche moralische Schriften in seiner Büchersammlung versteckte, obschon mit Widerstreben seines bessern Gefühls; daß er zuweilen einen eigenen witzigen Einfall der beliebten Art nicht verschweigen konnte, obschon ihm das Blut dabey ängstlich zum Herzen drang.

Die muntere Brünette hatte recht: Er fand sich —!

Uebrigens fiel der Tod seines Vaters in das Ende dieses Jahres.

Fünftes Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Im Schauspiel, das Adolf sehr liebte, hatte er mit einem jungen Officier, den er zufällig einigemal getroffen, und der ein munterer, unterhaltender Mann war — eine kleine Bekanntschaft gemacht, die sich aber noch auf kein anderes Bedürfnis gründete, als auf die Ausfüllung der Langweile beym Warten vor Anfange des Stücks, und keine andern Unterhaltungen veranlaßte, als Recensionen der Stücke, der Schauspieler und Schauspielerinnen. Allein man sahe sich öfter im Schauspiel, und der angenehme Herr Lieutenant wurde zutraulicher. Er schwazte gern und schwazte hübsch. Nach manchen hingeworfenen Aeußerungen, welche Adolf, der sich durch das Zutrauen des Herrn von M— geschmeichelt fand, sorgfältig zusammenlas — war er von sehr angesehener Familie, war gereiset, hatte ein ansehnliches Vermögen, war in den meisten guten Häusern bekannt und beliebt — das alles gab ihm viel Ansehen bey Adolfen; und wirklich schien er die ganze Stadt,

besonders das weibliche B—, zu kennen; wußte von jeder dortigen Dame, von der Gemahlin des Premier-Ministers bis zur hübschen Statistin des Theaters, eine Anekdote, oder eine kleine oder große Intrigue, oder eine artige Burleskerie — kurz, wußte von jeder Red' und Antwort zu geben, und verstand diese Siebensachen munter und artig genug anzubringen — das alles gab seiner Unterhaltung viel Reiz für Adolfen. Dieser freuete sich innig, wenn er sahe, wie sich der angenehme junge Mann in der ziemlich eleganten Uniform zuweilen durchdrängte, um zu ihm zu kommen; und beklagte im Herzen nur das Einzige, daß er seinem neuen Freunde nicht Gleiches mit Gleichem vergelten könnte, sondern ihm bey mancher seiner launigen Unterhaltungen wie ein unerfahrner Schulknabe vorkommen müßte.

Indeß war Adolf auch nicht ohne Eifersucht; er wollte, im Vergleich mit seinem Freunde, durchaus nicht mehr so kleinlich — wie er dachte — erscheinen: strengte deshalb alle seine Lebhaftigkeit an, bot allen seinen Witz auf, und ahmte sogar, obgleich sich sein Gefühl widersezte, einen kleinen Anstrich von lockerm Sinn — oder wie es der Freund in der Uni-

form nannte: von vorurtheilsfreyem Wesen, in der Unterhaltung nach, weil es ihm vorkam, als kleide es seinem Freunde natürlich und gut.

So weit waren die Herrn, als ein neues Schauspiel, das viel Ruf für sich hatte, gegeben werden sollte. Da man vermuthen konnte, daß das Haus sehr voll werden würde, ging Adolf frühzeitig hin. Er fand seinen Freund am Eingange auf ihn warten. Sie gingen hinein. Das Parterre war schon ziemlich besezt, und es strömten noch immer mehr Haufen von Menschen herzu. Das Gedränge fing an beschwerlich zu werden.

„Freund, hier halt ichs nicht aus —
sagte der Herr von M—;

„Ich auch nicht —
erwiderte Adolf;

„und gleichwohl möchte ich das Stück gerne „sehen!"

„Lassen Sie uns in eine Loge gehen!"

„O wie können Sie hoffen, noch eine Loge „zu bekommen? diese sind gewiß vor mehrern „Tagen schon versprochen!" —

„Dafür wäre Rath! Sehen Sie, dort in „Nummer achtzehn sind meine Verwandten;

„sie haben die Loge ganz für sich gemiethet
„und nehmen uns gern auf" —

„Wenn ich nicht fürchten darf, ihnen be-
„schwerlich zu seyn — !"

„Ey warum nicht gar — beschwerlich! Sie
„werden sich freuen, meinen lieben R— ken-
„nen zu lernen, von dem ich ihnen schon so
„viel erzählt habe. Kommen Sie!" —

Adolf folgte. Man kam in die Loge, de-
precirte, und ward äußerst artig aufgenommen.
Die Gesellschaft, welche die Herren fanden, be-
stand aus zwey Damen — der Cousine des
Lieutenants, wie dieser vorstellend sagte, und
deren Schwester; und noch aus zwey Herrn —
dem Gemahl der erstern, vormals Hauptmann
in Holländischen Diensten, und einem Haus-
freunde. Alle waren zwar nicht mehr ganz jung:
aber die Cousine war doch eine sehr hübsche
Frau von einigen dreyßig Jahren, und von der
Art von Figuren, welche nur vom sehr lange
leben alt werden, und bey denen vielmehr die
gütige Natur die Reize der ersten blühenden
Jugend durch andere zu ersetzen scheint — Rei-
ze, deren Werth die Frau Hauptmannin zu schä-
zen und in ihr bestes Licht zu setzen wußte.
Der Herr Hauptmann schien ein sehr artiger

und gefälliger Ehemann zu seyn; die Schwester und der Hausfreund waren unbeträchtliche Personen.

Die erste Bekanntschaft war, vornehmlich durch Vermittlung des Lieutenants, bald gemacht. Man nahm Adolfen als einen gar nicht neuen und sehr geschäzten Bekannten auf, und die gefällige Cousine machte ihm mit vieler Artigkeit einen Stuhl hart an ihrer Seite zurecht. Das Stück ging an — Adolf war zerstreut; es wurde vollendet — er war es noch mehr. In dem Augenblicke, da der Vorhang zum leztenmale fiel, trat M— herzu und sagte zur Cousine:

„Verzeihen Sie nur zwey Minuten — —

Etwas langsam und mit einem forschenden Blick, auf den aber freylich der gute Adolf nicht achtete, sezte er hinzu:

„Ich werde mich erst nach Ihrem Wagen „umsehen!" —

„Wir haben Mondschein —

antwortete die Hauptmannin;

„wie wär' es, wenn wir zu Fuß gingen? „die wenigen Straßen — und der Abend ist „so schön —!"

Die Gesellschaft fand den Vorschlag gut.

„So werd ich den Wagen leer zurükfahren
„lassen" —

sagte M—, und verlohr sich eilfertig in dem Gedränge. Die Hauptmannin nahm mit einem leichten Händedruck und mit einem schmeichelhaften „Sie gehen doch mit?" Adolfs Arm, und schlenderte, ohne seine Antwort abzuwarten, mit ihm fort. Die übrige Gesellschaft folgte nach in — gehöriger Entfernung.

Adolfs freundliche Dame schwazte sich munterer und immer munterer, ihn aber — schüchterner. Die Straße, in welche man einlenkte, war eben keine der vorzüglichsten, Adolf hatte aber nicht Zeit darauf zu merken, denn Freund M— kam ihnen keuchend entgegen und versicherte, daß sie schlechterdings unter der Erde gegangen seyn müßten, weil er sie, Troz alles seines Suchens, nicht habe finden können. Jezt kam man an das Wohnhaus; da rükte der Herr Hauptmann vor und lud Adolfen zu einem kleinen frugalen Abendessen ein —

„Wie Sie uns finden — ein Freund unter
„Freunden!"

sagte er. Ehe Adolf antworten konnte fiel M— ein:

„Sie werden doch nicht komplimentiren, „Freundchen? Lassen Sie ihn nicht los, lie„be Cousine! Er muß heute unser seyn und „kann sein Mädchen einmal warten lassen!“—

Hiermit ging die Reise munter hinauf ins zweyte Stockwerk des nicht großen Hauses. Adolf wurde in ein Zimmer geführt, das eben nicht übrig elegant, auch nicht ausgezeichnet ordentlich, noch weniger modern möblirt aussahe, und in welchem ein Dienstmädchen noch mit Aufräumen beschäftigt war. Das Mädchen entfernte sich aber sogleich.

„Sie finden uns hier nicht zum besten ein„gerichtet —

sagte die Frau Hauptmannin im Hereintreten zu Adolfen —

„aber wie Sie wissen werden, sind wir drey „Viertheile vom Jahre auf unsern Gütern; „mein Mann ist übrigens diese Wohnung „seit mehrern Jahren gewohnt, und es ist „ihnen ja bekannt, was die guten Ehemän„ner gewohnt sind, bringt man nicht leicht „ab, wenn man den lieben Hausfrieden er„halten will! Uebrigens können wir es uns ja „die paar Wochen wohl gefallen lassen u. s. w.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung. Der Herr Hauptmann hält strenge Policey. Betrachtungen.

Unter mancherley muntern Gesprächen wurde kalt, aber ziemlich gut gespeißt. Die Frau Hauptmannin war schökerhaft genug, Adolfen fleißig einzuschenken: aber, so stürmisch auch sein Blut zu wallen anfing, so kam ihm das alles doch so sonderbar, so eilfertig, so einem Traume ähnlich vor, daß er behutsam seyn wollte und wenig trank. Die Dame war fein genug, sobald sie eine Absicht bey ihm merkte, von ihm abzulassen und nicht weiter in ihn zu dringen. Siehe, da kam der Hausherr, der sich vor einem Weilchen weggeschlichen hatte, mit einer wohlgefüllten Punschschaale zurück. Nun wurde der Lieutenant erst recht lustig; es regnete Bonmots und schneyete witzige Anspielungen. Endlich fing er an:

„Kinderchen, es ist noch so früh — wie
„wär' es, wenn wir noch ein Spielchen
„machten?" —

„Wenn es die Herrn divertirt —!"
antwortete Madam. Adolf ward etwas aufmerksam.

„Ja, Cousinchen —
fuhr der Lieutenant fort;
„es hilft nichts: Sie müssen uns heute ein
„Bänkchen formiren!" —

„Alles in der Welt, lieber Vetter —
fiel der Hauptmann mit einem verstohlnen Blick
auf ihn und mit angenommenen Ernst ein —
„Alles in der Welt: nur kein Hazardspiel
„in meinem Hause! Das hab' ich Ihnen
„schon oft gesagt, und sag' es nochmals von
„ganzem Herzen! Wenn Sie mich lieb haben, so arrangiren Sie — da es einmal
„gespielt seyn soll — ein regulaires Commerzspiel! — Ich kann es nicht leugnen —
fuhr der Hauptmann fort, indem er sich an
Adolfen wandte;
„ich bin ein abgesagter Feind aller Hazardspiele. Verdenken Sie mir es nicht, lieber Freund; es ist nicht etwa übertriebene Oekonomie — wahrhaftig nicht: aber

„meine Erfahrung hat mich zu gut gelehrt,
„wie viel Unheil dadurch in die Welt
„kömmt, so daß ich mich dergleichen Arran-
„gements überall, wo ichs vermag — auch
„wo sie nur zur Unterhaltung, nur zum
„Zeitvertreib zu Stande gebracht werden —
„aus allen Kräften widersetze" —

„Ein wackerer Mann!" —

dachte Adolf und schämte sich eines kleinen Anflugs von gewissem Verdacht. Man spielte also L'hombre bis Mitternacht, und Adolf gewann der Hauptmannin einige Dukaten ab. Scherzend bat sie sich nächstens Revange von ihm aus; man schied sehr heiter, und Wirth und Wirthin versicherten Adolfen, wenn er, wie heute, mit dem Hause, wie er es fände, vorlieb nehmen wollte — so wäre er für jeden beliebigen Tag, an welchem er nichts bessers vorzunehmen wüßte, freundschaftlichst eingeladen.

Adolf versprach bald und oft wieder zu kommen, und ging, voll Achtung gegen die brave Familie und voll Freude über seine unverhoffte Bekanntschaft mit ihr, nach Hause.

„Eine allerliebste Frau, die Hauptman-
„nin!

sagte er vor sich;

„Und Er — ein braver gerader Mann!
„Wie vielen Dank bist du dem Lieutenant
„für diese Bekanntschaft schuldig! Diese gu-
„ten Leutchen werden doch etwas Abwech-
„selung und Lebhaftigkeit in dein einförmi-
„ges schleichendes Leben bringen! Schlaft
„wohl, ihr guten Leutchen!" —

Noch etwas begeistert legte er sich schlafen, träumte ziemlich unruhig, und erwachte — um vieles kälter.

„Sonderbar bleibt's doch immer — sagte er am Morgen zu sich selbst —
„daß diese Familie gleich bey deinem ersten
„Erscheinen dich so mit Freundschaft über-
„häuft!" —

Es fiel ihm dabey eine gewisse Unterredung ein, welche er mit Herrn Willmer, einige Tage vor dessen Abreise, über diesen Gegenstand gehabt hatte. In dieser Unterredung hatte der verständige Mann Adolfen sehr dringend gewarnt vor Menschen, welche ihm bey leichter geringer Bekanntschaft, unverdient und vielleicht auch unverlangt, ihre Freundschaft entgegen brächten. Solche Menschen — hatte Willmer gesagt — haben entweder warme Herzen aber wenig Kopf — und mit diesen nä-

here Freundschaft zu schließen, kann Ihnen nichts nützen, ja zuweilen schaden; oder sie haben viel Kopf, aber kalte eigennützige, wohl gar boshafte ränkevolle Herzen. Diese schmeicheln Ihnen um ihres eigenen Vortheils willen — bestehe dieser auch worin er wolle; wollen Sie mit ihren Artigkeiten und Gefälligkeiten ankirren zu Etwas Nichtguten — bestehe dieses auch, worin es wolle. Mit solchen Menschen nähere Freundschaft zu errichten, brauche ich Ihnen nicht zu widerrathen, denn Sie sehen, wie gefährlich sie Ihrer Tugend und Rechtschaffenheit, Ihrer Ehre, vielleicht Ihrer Gesundheit u. s. w. werden müßte. Nun kömmt man aber freylich zuweilen in Verhältnisse, wo es unklug seyn würde, diese beyden Menschenarten; und zugleich hart, die erste — gerade zu vor den Kopf zu stoßen: also möchte wohl auf alle Fälle das sicherste und beste seyn, daß man solche aufgedrungene Freundschaften, gleich von ihrer Entstehung an, für gar nichts rechnet, und dagegen mit verdoppelter Vorsicht auf seiner Hut ist, theils um vielleicht die Plane der leztern aufzufinden, theils den erstern, die es gut meynen können, nicht allzu wehe zu thun, theils sich

mit beyden durchaus nur so weit einzulassen, daß sie in gehöriger Entfernung bleiben müssen, und daß man selbst sich ganz zurükziehen kann, so bald man es für nöthig und gut hält — —

„Der gute Willmer mag wohl recht ha„ben —

fuhr Adolf in seinen Betrachtungen fort, und gab eben hier einen neuen Beweis für die Wahrheit jener Behauptung seines ehemaligen Lehrers, daß man Weltklugheit und Menschenkenntnis nie aus blos mündlichem Unterricht, ohne Anschauung, ohne damit verbundenen Umgang, erlerne —

„Er mag wohl recht haben: aber gerade „diese Leutchen gehören gewiß nicht unter „seine Regel. Warmes Herz und we„nig Kopf? — Wenig Kopf die Haupt„mannin? der Lieutenant? — Viel Kopf „und kaltes boshaftes Herz? — „Bewahre mich Gott, daß ich dies von „solchen Leutchen vermuthen sollte! Was „sollten sie sich auch von einem so unbe„trächtlichen Menschen, wie ich bin, für „Vortheil versprechen? Und ihr frühzeitiges „Zuvorkommen — hm, wenn ich es recht

„überlege, ist es ja dies nicht einmal; denn „bin ich denn ein neuer Bekannter? kenne „ich M— nicht lange? sagte er nicht selbst, „daß sie oft von mir gesprochen hätten? „kennen sie mich nicht also auch — wenn „auch erst seit gestern von Person? Und „wer weiß denn, was M— für eine nur „allzuvortheilhafte Schilderung von mir ge„macht hatte, da er mich lieb hat? Sagte „nicht die Hauptmannin überdies, daß es „ihnen, bey der Kürze ihres jährlichen Auf„enthalts in der Stadt, an Umgang feh„le — weil sie die größern Zirkel aus Ge„fälligkeit gegen ihren Mann, der gegen die„se eingenommen sey, vermeide?" —

So drehete und krittelte er hin und her; die Eitelkeit, welche ihm vorschmeichelte, es sey doch immer viel, daß man gerade an ihm so viel Geschmack zu finden scheine — that auch das Ihrige: er faßte den gestrigen Entschluß, zuweilen seine Abende dort zuzubringen, von neuem; aber — weil eine gewisse geheime innere Macht ihm das Blut bänglich an das Herz drängte — doch nicht sehr oft, und mit Vorsicht und Aufmerksamkeit auf alles, was er dort sehen und hören würde.

„Sollten sie die braven Leute nicht seyn,
„die du jezt in ihnen erblickest —
beschloß er;
„so müßte es ja gar arg zugehen, wenn du
„ihre zweydeutige Seite auf diese Art nicht
„bald bemerken solltest! Du bist ja ru-
„hig, uneingenommen, und kein Knabe
„mehr — !“ —

Der gute Adolf! —

Siebentes Kapitel.

Ausübung der guten Vorsätze. Und der Versucher trat zu ihm — —

Kaum nahete sich der Abend, als es Adolfen in die —ische Straße zog. Er wanderte fast mechanisch ohne auf sich selbst zu hören und hören zu wollen, dahin; sahe Licht in den Zimmern des Hauptmanns, blieb stehen — ging aber dennoch nicht hinauf. Er nannte sich wechselsweise einen Thoren und einen Weisen; schalt es bald kindische Blödigkeit, bald männ-

liche Vorsicht, daß er nicht hinauf ging: aber er that es dennoch nicht, sondern gelangte glüklich und wohlbehalten wieder auf seiner Stube an. Viel vorzunehmen war er aber doch nicht im Stande. Seine Phantasie mahlte ihm allerley unschuldige Annehmlichkeiten vor, welche er jezt genießen könnte; die Frau Hauptmannin stieg im Vergleich mit dem, was sie diesen Morgen gewesen war, im Werthe; er erinnerte sich an die ihr schuldige Revange; griff schon einigemal von neuem nach dem Hute: ließ ihn aber dennoch liegen und blieb da.

Den folgenden Abend besuchte ihn Freund M—

„Was?

rief dieser —

„Herzensfreund — haben Sie Hypochonder „oder Spleen, oder wollen Sie sich erst „des Etwas zulegen? Sie sitzen den ganzen „Tag ins mürrische Comtoir versteckt, und „kaum sind sie von diesem erlößt, so begra„ben Sie sich in noch mürrischere Bücher? „Sind sie neunzig oder neunzehn Jahre alt? „Bedenken Sie, daß Sie jung sind, und „daß man dies nur einmal ist! Mein „Gott, ich schämte mich vor meinem Schatz

„ten, wenn ich einen Tag meines jungen „Lebens vorbey ließ, ohne eine Freude des„selben genossen zu haben! — Warum gab „Ihnen denn das gütige Schiksal —

sezte er mit einer ernsthaften und zugleich wohlwollenden Grimasse hinzu;

„warum gab Ihnen denn das gütige Schik„sal dieses warmempfindende Herz? diesen „frohen Muth? Warum sezte es Sie auch „in so vortheilhafte äußere Verhältnisse, daß „Sie sich Freuden von tausenderley Art ver„schaffen können, ohne dadurch Ihren Pflich„ten untreu zu werden? Lassen Sie den Be„dauernswürdigen, auf welchem die Bürde „der Armuth oder des Zwanges liegt, von „früh bis spät arbeiten, damit er seine „traurige Lage vergesse: aber ahmen Sie „ihn nicht nach, um Ihre vortheilhaften „Verhältnisse zu vergessen. Folgen Sie mir „— Wahrlich, Sie interessiren mein sich „nach Freundschaft sehnendes Herz mehr, als „irgend Einer von allen meinen Bekannten, „und zwar von unserer ersten Bekanntschaft „an. Ein gewisses — ich weiß selbst nicht „was, in Ihrem Gesicht, in Ihrem Be„tragen, in Ihrem ganzen Wesen, nahm

„mich für Sie ein; und ich schwöre Ihnen
„— ich würde mich nicht zufrieden geben,
„wenn ich Sie nicht so glücklich sähe, als
„Sie es bey Ihren Vorzügen und Verhältnis-
„sen seyn und werden können. Auch meine
„braven Verwandten denken so und sind so
„gegen Sie gesinnt. Von den mancherley
„jungen Leutchen, die sich gern an Sie drän-
„gen möchten, sind sie für Niemand zu Hau-
„se: denn sie lieben Stille, Häuslichkeit,
„heimliche Fröhlichkeit, geräuschlosen Frie-
„den, bis zur Uebertreibung. Nur gegen
„Sie haben sie eine Ausnahme gemacht.
„„Vetter Moriz, was macht ihr Freund?““
„war das erste, was mir gestern Abends mei-
„ne Cousine zurief, als ich sie besuchte; „„Er
„wird doch nicht krank seyn, weil er uns die-
„sen Abend nicht besucht hat?““ — war das
„lezte, was sie mir beym Weggehen sagte.
„Und auch Er — — doch das Schlimme bey
„der Sache ist nur, daß die Leutchen nicht so
„glüklich gewesen sind, denselben vortheilhaf-
„ten Eindruck auf Sie zu machen.“ —

„Wie? was?“

fiel Adolf etwas verlegen ein.

„Nun ja —

fuhr der Lieutenant fort;

„sonst würden sie gestern zu uns gekommen „seyn! Aber verstehen Sie mich recht, lie„ber Freund — es soll das nicht etwa eine „Art Vorwurf seyn; nichts weniger: alles „was sie im geringsten geniren würde, muß „von uns entfernet seyn. Wer kann den Leut„chen helfen; niemand kann für seine Empfin„dungen! — Aber hier, unter Ihren todten „Gesellschaftern kann ich Sie doch wahrhaftig „auch nicht sitzen und sich Auszehrung und Lun„gensucht an den Hals studiren lassen. Kom„men Sie — diese schwarzen Augen können „doch wohl Etwas besseres, als hökrige Buch„staben ansehen; auch giebt es wohl noch an„dere Hemisphären in der Welt, als die auf „dieser Karte verzeichneten — — Nun gut! „Lassen Sie uns an einen Ort gehen, wo „es Ihnen besser, als in unsern einsamen Zim„mern gefällt! Sind Sie schon auf L — s „Kaffehause gewesen? oder bey der J — schen „Ballgesellschaft? oder in der Resource bey „X —? oder“ — —

„Nein, nein —

fiel Adolf ein;

„ich bin nirgends gewesen. Wir wollen aus-

„gehen, aber nicht dorthin, sondern zu Ih„ren Verwandten — wenn Sie mir nehm„lich Ihr Ehrenwort geben, daß ich auch sie „auf keine Weise genire —!“

„Geniren? Was für eine Grille! Kommen „Sie, liebster R—, Sie werden den Mei„nigen eine unverhoffte und große Freude „machen“ — —

Sie gingen. Adolfen schlug das Herz hoch, er wußte selbst nicht warum. Sie traten in das Zimmer — seine Wangen glüheten. Der Herr Hauptmann saß an einem Tischchen mit einem Zeitungsblatt; Madame, die sich, in ein sehr leichtes und mehr als gefälliges Negligee gekleidet, auf dem Sopha befand, sprang mit der Exklamation auf:

„Wie? seh ich recht? das heißt überra„schen!“ —

Damit schlüpfte sie zur andern Thür hinaus. Ihr Mann schien gleichfalls sehr erfreuet über den Besuch.

„Ich hatte einen langweiligen Abend ge„fürchtet —

sagte er;

„wir waren zum General X— versprochen: „aber Etwas Kopfschmerz machte es mir zu„

„wider, heute in eine so gezwungene Gesell-
„schaft zu gehen" — —

Hier kam die Dame vom Hause schon wie-
der. Sie hatte ein großes Tuch umgeworfen, das aber, wegen der Schnelligkeit, mit der die-
ser Theil der Toilette gemacht worden war — sehr viel Leichtigkeit und Veränderlichkeit hatte, und daher unaufhörlich kleine Verbesserungen nöthig machte. Das kleine Gesellschaftchen wur-
de recht lebhaft und Adolf sogar witzig. End-
lich begann der Lieutenant:

„à propos! Wissen Sie auch, daß Sie
„meiner schönen Cousine Revange schul-
„dig sind?" —

„Schon wieder spielen —

fiel der Hauptmann ein;

„Sag' mir nur, Vetter, ob dich die Karten
„bezaubert haben?" —

„Ach paperlapap!

rief jener;

„Ich gestehe es, ich spiele gern — blos zum
„Vergnügen! und mein lieber N — auch —
„nichtwahr?"

Was sollte der höfliche Adolf sagen?

„und, im Vertrauen, mein Cousinchen nicht
„minder!" —

Ueber diese leztere Beschuldigung wurde ein Weilchen gestritten, dann gescherzt, und das Ende war — daß der Tisch arrangirt, und, nach nochmaliger Bitte des Hauptmanns, seinen Grundsätzen nicht zuwider zu seyn — l'hombre gespielt wurde.

Diesmal hatte Fortuna sich gewendet; der Hauptmann hatte außerordentliches Glück und gewann seiner Frau und Adolfen eine ziemliche Anzahl Kremnitzer ab. Adolf erzwang eine scherzhafte Laune darüber; aber er kam doch ziemlich verdrüßlich nach Hause.

Und nun ging es einige Wochen den gewöhnlichen Weg. Der Verlust schmerzte Adolfen nicht wenig, obschon er ihn nicht in Verlegenheit sezte, denn er besaß, durch die Güte seiner Mutter und die Einschränkung seiner bisherigen Lage, eine beträchtliche Privatkasse. Er wollte das Verlohrne wieder haben, und verlohr mehr. Er wollte fast aufhören — da fing er an zu gewinnen. Er wollte sein Glück verfolgen: aber es verließ ihn nur allzuschnell wieder, und er sank nun immer tiefer in Verlust, so daß er endlich, mit ziemlich wilder Empfindung, den Boden seiner Kasse erblikte.

Achtes Kapitel.

Neue Plane. Das Tete = a = Tete, das nicht beschrieben wird.

Der Anblick eines solchen leeren Raums hat oft sein Gutes. Die wehmüthige Phisiognomie einer Kasse hat manchen sehr heilsam philosophiren gelehrt. Sie bewürkte dies auch bey Adolfen. Er machte sich Vorwürse — sich, nicht seinen Freunden.

„Hätte ich doch den Lieutenant als einen „zwar guten, aber leichtsinnigen Menschen „gekannt!" —

sagte er;

„Hätte mich doch der Hauptmann selbst ge„warnt! hat die Gesellschaft doch nur auf „mein Bitten die lezten Tage die Karten er„griffen!" —

Nach einer langen Pause fuhr er fort:

„Indeß kann das Ding doch nicht so beste„hen. Ferner wie bisher hinzugehen und

„auf einmal nicht mehr zu spielen, würde dich „lächerlich machen; auf einmal nicht wieder „zu ihnen zu kommen, hätte die nehmliche „Würkung, und wäre noch überdies Beleidi„gung für die Leute, deren zuvorkommende „Gefälligkeit wohl etwas Anderes verdiente! „Also bleibt dir nur Eins übrig — dich nach „und nach zurükzuziehen; seltener hinzugehen „und nicht eher wieder zu spielen, bis du es „schlechterdings nicht mit Ehren vermeiden „kannst. *)

„Heute willst du nicht hingehen — — Heu„te? nein, heute mußt du vorzüglich hin,

---

*) Man hört so oft, auch von verständigen Leuten: „Ja, das Spiel ist doch in nur einigermaßen „großen und gemischten Gesellschaften unumgäng„lich nothwendig — denn was sollen Personen, die „sich gröstentheils nicht, oder nur sehr entfernt ken„nen und also kein besonderes Interesse an einander „nehmen, für andere Unterhaltung haben? Ja, es „ist sogar heilsam — denn wird dadurch nicht, auf„ser dem Uebel der Langweile, auch noch wirklichen „moralischen Uebeln vorgebeuget? würden sie zum „Beyspiel nicht verleumden, wenn sie nicht spiel„ten?" — — Wie nun, wenn man hieraus diese Fol-

„damit es nicht scheint, als habe dein gestri-
„ger Verlust diese Veränderung in dir hervor-
„gebracht — denn das würde dich in ein
„schlechtes Licht setzen, würde dich ärmlich
„und kleinlich darstellen u. s. w. Heute willst
„du also hin, willst ganz unverändert schei-
„nen, aber deinem Vorsatze treu bleiben, und
„besonders nicht eher spielen, bis man dich
„ausdrüklich dazu auffordert. Das wird man
„aber nicht — hat man es doch diese ganze
„Woche nicht gethan! Und dann — wenig-

---

gerungen zöge? Indem Ew. Gnaden mich an die-
sen Spieltisch verweisen, erklären Sie also —

ad 1) „Ich, mein Herr, Ihr Wirth, bin entwe-
„der zu einfältig, oder zu ungeschikt, oder zu
„faul, um mit Ihnen und der übrigen Gesellschaft
„eine vernünftige Unterhaltung anzufangen; oder
„ich halte Sie und die übrige Gesellschaft für zu
„einfältig, oder zu ungeschikt, oder zu faul, als
„daß Sie daran Theil sollten nehmen können oder
„wollen! —

Und nun gar ad 2)
„Mein Herr, ich befürchte, daß Sie ein so nie-
„derträchtiger Mensch sind, und Andere verleum-
„den: deshalb habe ich die Ehre, Ihnen hier die
„Karodame zu präsentiren!“ —

„stens acht Tage lang, willst du nur für dich
„leben" —

Die Familie M— hatte indeß gleichfalls ihre Augen, ihren Verstand, ihre Erfahrung. So gut Adolf sich einbildete, gute Laune gespielt zu haben, so hatte man doch — wie Madam sich ausdrükte — die Moralphilosophie anrücken gesehen. Sie überlegte mit ihrem Herrn Gemahl, was bey der Sache zu thun sey. Der Hauptmann sagte:

„Lassen wir ihn: er kömmt dennoch gewiß
„wieder!"

„Nein —
versezte Madam;
„er kömmt nicht wieder, wenn wir ihn zu
„Athem kommen lassen!

„Auf einmal wird er nicht wegbleiben" —
fuhr der Hauptmann fort;

„Dafür will ich sorgen" —
sprach der Lieutenant.

„Gut —
meynte jener;
„und dann mag er wieder gewinnen!"

„Gewinnen?"
fiel Madam ein;

„Wenig? das reizt ihn nicht mehr; viel? —
„wollen wir wagen, daß er abbricht, wenn
„er das hat?“

„Madam —
sagte der Hauptmann;

„ich vermisse Ihre sonstige Menschenkenntniß:
„das wird er nicht, sicher nicht!“ —

„Herr Gemahl —
fiel die Dame ein;

„ich vermisse die Ihrige, denn sie sollte mir zu-
„trauen, daß ich keine so fade Behauptung vor-
„brächte ohne besondere Ursachen! Also — für
„sich selbst wird er nicht auf einmal wegblei-
„ben, auch nicht mit unsern Dukaten — das
„weiß ich so gut, als Ew. Hochweisheit!
„Aber wie, wenn uns irgend eine moralische
„Kindermuhme in den Weg träte? Morali-
„sche Vorlesungen von so einem gutmüthigen
„Geschöpf zur Zeit einer erst erschöpften, dann
„durch die Erschöpfer gefülleten Kasse appli-
„cirt, müßten viel würken! — Nein, ich
„verliere mein Geld nicht an ihn! Weiß die
„selbstgepriesene Menschenkenntniß des Herrn
„Gemahls kein anderes Mittel, um zum Zweck
„zu kommen?“ —

„Ich sehe dirs an, daß Du eins weißt: also „kann ich mir die Mühe des Nachdenkens er„sparen!"

„Ja, ich weiß eins — Eins? zehen! Laßt „mich machen!"

Um diese preißliche Familie also nicht zu beleidigen, hatte Adolf sich vorgenommen, heute noch einmal sie zu besuchen; wenigstens war dies die einzige Ursache, welche er sich selbst angab.

Adolf hatte sich vorbereitet, hatte alle seine gute Laune gesammelt, eine Menge witzige Anekdoten und Bemerkungen in Reihe und Glied gestellt, um dem Bedürfniß des Spiels zuvorzukommen; diese leichtfüßigen Hülfstruppen wurden gedekt durch eine Anzahl artiger Wendungen des Gesprächs, wenn sich dieses ja auf das Spiel lenken sollte, um Diversionen zu machen u. s. w. So ausgerüstet glaubte er ganz ruhig gehen und seines Sieges gewiß seyn zu können.

Er kam an. Seine Mühe war vergebens gewesen: der Feind, für welchen er gerüstet war, erschien heute nicht im Felde. Adolf fand — Madame allein, in einer etwas schwermüthigen Laune auf dem Sopha halb sitzend, halb liegend. Die Lichter standen auf einem Tisch-

chen in der andern Ecke des Zimmers, und zwar so, daß nur die Hälfte der hingegossenen Figur in Licht, die andere obere Hälfte in angenehmen Schatten gesezt war. Die Dame richtete sich bey Adolfs Eintreten ein wenig zum aufrechten Sitzen auf, reichte ihm zutraulich die Hand — die zweyte lag matt in ihrem Schoose — und sagte in leisem sanften Ton:

„Ist doch Jemand, der an mich denkt! Sie „guter R—! Kommen Sie, wenn es Ih„nen keine Langweile macht, mir die meinige „zu vertreiben! — Wir waren zum Gehei„menrath U— geladen; ich habe die Männer „allein gehen lassen: ich war zerstreut, schwer„müthig, nicht wohl — was weiß ich —! „Wollen Sie ein Stündchen bey mir aus„halten?" —

„Aushalten? Aushalten —?"

rief Adolf in großer Verwirrung, und eine glühende Röthe ergoß sich über sein Gesicht —

„Nun so setzen Sie sich zu mir' — !"

Sie machte ihm Platz nahe an ihr — —

Wir gehören nicht unter die Moralisten — nicht wenige der berühmtesten und gelesensten Schriftsteller auch unter den Deutschen gehören darunter — welche durch aufreizende, vielleicht

schlüpfrige Schilderungen das Gemüth ihrer Leser und Leserinnen erst in Verwirrung und Flammen setzen, und dann, kalt und trocken, oder zierlich und erbaulich ein „diese Fabel lehret“ — anzuhängen pflegen — wie etwa die Friseurs unsere Haare erst verwirren, wohl auch manches Büschel herausreißen, um sie dann säuberlich in Locken zu schlagen; oder wie, der Rede böser Leute nach, manche Minister den Staat erst in Unordnung bringen, manchen Haufen ruhiger Bürger zertreten, um das Ganze hernach kurz und gut — wenn Gott der Herr will — wieder zusammen zu zimmern. Wir beschreiben also das Tete-a-Tete nicht, sondern erzählen blos sein unvorhergesehenes und unberechnetes Ende.

Die Dame verstand sich wirklich auf Menschen — aber nicht auf unschuldige. Ihr allzuemsiges Zuvorkommen, ihr allzurasches Andrängen, das wahrscheinlich mehr Würkung ihrer von sich selbst überraschten Sinnlichkeit, als ihrer Ueberlegung war, und welches ihr Spiel verdarb — wie zuweilen ein Schauspieler durch wahre Empfindung bis zu Thränen hingerissen werden kann, was dann auch sein Spiel verdirbt — jenes Benehmen der Dame, sage ich,

that auf Adolfen gerade die entgegengesezte Würkung, als die es thun sollte. In Adolfs Herzen war der Geist der Unschuld und Sittsamkeit noch zu mächtig, oder wenigstens seine jugendliche Aengstlichkeit — diese wohlthätige Wächterin der Tugend — scheuchte ihn auf; er fühlte sich auf einmal, wie durch einen Zauberschlag, zurük gestoßen, und erwachte, wie aus einem tiefen fürchterlichen Traume, weit eher, als die Dame gedacht und gewünscht hatte. Sie suchte zwar ihren Fehler zu verbessern: aber sie war, wie jedes Weib, das so weit gegangen und vergebens gegangen ist — viel zu aufgebracht, als daß ihr versuchtes Einlenken nicht Adolfen hätte noch mehr zur Besonnenheit bringen sollen.

Adolf entfernte sich schnell, und so groß der Sturm seines Blutes und die Betäubung seiner Seele war, so stand doch der Vorsaß hell und klar darin: du gehest nie wieder in das Haus! So kam er nach Hause, aber er konnte nicht bleiben. Er ging noch einmal fort, lief einige Straßen auf und nieder — siehe, da stand auf einmal der Hauptmann mit dem Lieutenant, welche wahrscheinlich nach Hause gehen wollten, vor ihm und redeten ihn an. Adolf erschrak

und gerieth noch mehr in Verwirrung. Er stotterte:

„Ah — sieh da — schön, daß ich Sie noch „sehe — ich war einige Minuten bey Ihnen — „ich glaubte Sie zu treffen — — Aber — „ich bedaure — ich bin sehr eilig — man er„wartet mich — ruhen Sie wohl" — —

Damit eilte er fort, und hörte noch im Gehen, daß der Hauptmann gezogen zum Lieutenant sagte:

„Sonderbar!" —

Adolf lief noch einige Straßen hindurch, wurde dann etwas ruhiger, und kehrte immer noch mit dem Vorsatze zurük auf sein Zimmer: du gehest nicht wieder in dies Haus! — Nicht als wenn er die Plane der werthen Familie durchschauet hätte — dazu war er viel zu ehrlich und gutmüthig: sondern der heimlich eitle Mensch glaubte der Hauptmannin wirklich gefährlich geworden zu seyn. Um ihrer Ruhe willen entschloß er sich also, nicht wieder hinzugehen, und er vermochte es desto mehr jezt diesen Entschluß fest zu fassen, weil sie, vom Anfange ihrer Bekanntschaft an, nicht seine höhere, nur seine niedere Seele — wenn man mit Plato so sagen darf — gefesselt hatte.

O Adolf — jezt, jezt einen Freund; jezt deinen Willmer: und du wärest gerettet gewesen! —

Neuntes Kapitel.

Das Fleisch gelüstet wider den Geist — und ihr thut, was ihr nicht wollter.

Adolf ließ es diesmal nicht bey solchen allgemeinen Entschließungen bewenden, sondern — ein sicheres Kennzeichen, daß es ihm damit Ernst war, und das einzige Mittel dergleichen Vorsätze zur Ausführung zu bringen — er ging ins Einzelne; fragte sich nicht nur: was ist zu thun, was zu lassen? sondern auch: wie ist jenes zu thun, wie dieses zu lassen? wodurch mache ich mir selbst das, was ich nicht thun will, unmöglich oder doch schwer? u. s. w. Ja, er machte sogleich Anstalt zu dieser Ausführung. Er fühlte den Beyfall seines Herzens, und dieser that ihm wohl, und gab ihm Muth und Kraft. Er sezte vor allem fest, vom folgenden Tage an um die Zeit, wenn M— zu ihm zu

kommen pflegte, nie zu Hause zu seyn, und auch die Orte zu vermeiden, wo er ihn bisher gewöhnlich getroffen hatte. Er führte dies acht Tage glüklich aus. Der Eindruck, welchen die Hauptmannin auf seine Sinnlichkeit gemacht hatte, war ziemlich verlöscht; freylich aber auch der jenem entgegengesezte, welchen sie auf sein reineres Gefühl gemacht hatte — Indeß war Adolf doch ruhiger geworden, und fing schon wieder an, in seinen Freystunden zu den Büchern zurükzukehren — obschon mit Zwang und ohne Aufmerksamkeit. Er hörte, daß M— verschiedenemale um die gewöhnliche Zeit zu ihm gewollt habe, und fürchtete nun, er würde auf das Comtoir kommen: aber M— kam nicht dahin — wozu er seine guten Ursachen haben mochte.

Gegen das Ende der zweyten Woche dieser Abgeschiedenheit, die Adolfen nun schon etwas lästiger zu werden anfing — brachte ihm ein Lohnbedienter folgendes Billet auf das Comtoir:

„Sie haben uns vergessen, aber wir Sie „nicht! Morgen kömmt meine Niece, ein bra„ves Mädchen, das ich sehr schätze und lie„be, von unsern Gütern, um ohngefähr „einen Monat lang bey uns zu bleiben. Theils

„um dieser unsere Freude über ihre Ankunft
„zu bezeigen, theils um meiner Frau, die seit
„einiger Zeit nicht recht wohl gewesen ist, eine
„kleine Veränderung zu machen, wollen wir
„mit einigen Freunden der Niece entgegen-
„fahren. Werden Sie mir das Vergnügen
„versagen, ihr in Ihnen einen der geschätztesten
„unserer Freunde vorstellen zu können? Wir
„hoffen, daß Sie das nicht werden, und er-
„warten Sie morgen nach dem Essen.

Louis von M— Hauptmann.

Der Bediente hatte sich entfernt, ohne Ant-
wort abzuwarten. Was sollte Adolf thun? Als
er des Abends auf sein Zimmer kam, nahm er
die Sache in reife Ueberlegung. Da es mir
mehr darum zu thun ist, den Gang seines Gei-
stes, als blos seine Schicksale zu erzählen: so
will ich auch hier — auf die Gefahr manchem Leser
langweilig zu werden — Adolfs Ideen hersetzen.
Wem nichts daran gelegen ist, kann ja die
Gänsefüßchen, wie der Drucker spricht, ab-
schneiden.

„Du willst nicht hin —
sagte er zu sich selbst;

„denn mit welchem Gesicht solltest du vor der
„gekränkten Hauptmannin erscheinen? — Aber
„eine Frau, welche, bey so viel Herrschaft
„über ihren Mann, ihn dennoch von dieser
„freundschaftlichen Einladung nicht abgehal-
„ten hat, wird auch Feinheit genug haben
„bey dir, und Stärke genug bey sich selbst
„jeder Verlegenheit zuvor zu kommen!" — —
„Du willst dennoch nicht hin — denn könn-
„te sie nicht hier nur Gelegenheit machen wol-
„len, dich ihr wieder näher zu bringen, um
„dann bey vorfallender Veranlassung die neu-
„liche Scene zu wiederholen? — Aber das
„wäre planmäßige Verführung, und schänd-
„lich ists, diese vorauszusetzen, wo man so
„wenig Grund dazu hat! Verirren konnte
„sie sich in einer schwachen Stunde: aber bos-
„hafte Plane machen — dessen darf ich sie
„nicht für fähig halten. Und überdies —
„was würde es ihr helfen? fühle ichs nicht
„durch mein ganzes Wesen, daß ich, gerade
„seit jenem Abend, hier sicher vor jeder Ver-
„irrung bin?" — —
„Du willst dennoch nicht hin — man wür-
„de dich wieder zum Spiel verleiten, und du
„fühlst, wenn du aufrichtig seyn willst, daß

„das eine für dich gefährlichere Lockung ist,
„als die Reize der Hauptmannin. Aber wird
„man diesmal Gelegenheit dazu haben?
„Eine Spazierfahrt — und dann höchstens
„des Abends ein kleines Familienfest, wo
„man, in Gesellschaft einer neu angekomm-
„nen und eine Zeitlang nicht gesehenen Freun-
„din, doch wohl wahrlich an andere Dinge
„zu denken haben wird, als an Karten! Kannst
„du nicht den Leuten, die es so gut mit dir
„meynen, diese kleine Gefälligkeit erzeigen,
„und dann doch deinem alten Vorsatze, nicht
„wieder hinzugehen, treu bleiben?" — —

„Du willst dennoch nicht hin — könnte
„nicht die Hauptmannin diese Nachgiebigkeit
„zu ihrem Vortheil auslegen und andere Ge-
„sinnungen bey dir vermuthen, als du wirk-
„lich in dir hegst? Aber, lieber Adolf, sey
„nicht so eitel, eine augenblikliche Verirrung
„jener Frau für tiefe, bleibende Leidenschaft
„für dich anzusehen! Und dann — kannst du
„dich nicht so gegen sie benehmen, daß, wenn
„sie auch diese Ideen hegte, sie doch gar bald
„von ihnen zurükkommen müßte? Du hast ja
„kaltes Blut genug dazu!" —

„Und dennoch willst du nicht hingehen —
„Man wird dich für ungesittet, für ein-
„fältig, für — wer weiß was, halten;
„man wird dich erwarten —: mag man das
„Erste, und was das Zweyte betrifft, so kannst
„du es ja morgen früh absagen lassen! Es
„bleibt dabey: du gehest nicht hin!" —

Er sezte sich und wollte lesen; nahm das, nahm jenes: warf aber alles bald wieder weg. Eine wunderliche Unruhe trieb ihn der Stube auf und ab. Es durchkreuzten sich hunderterley Gedanken in seiner Seele: aber er blieb bey seinem Entschluß. Endlich fiel ihm plözlich ein:
„Aber wer hat mich eingeladen? Er — Er!
„Er weiß von dem nichts, was zwischen mir
„und seiner Frau vorgefallen ist: aber er
„weiß, daß ich jenen Abend bey ihr gewesen
„bin; er mußte, als er mir damals begegne-
„te, meine Verwirrung bemerken; und hörte
„ich nicht selbst, daß er sie bemerken? Lieber
„Gott — was müßte der Mann schließen,
„wenn du nun auf einmal gar nicht, auch
„nicht auf seine besondere Einladung, auch
„nicht bey so besonderer Gelegenheit kämest?
„Würde das arme Weib, außer der Krän-
„kung, die du ihr verursachtest, nicht vielleicht

„auch von ihm leiden müssen? — Nein, dies=
„mal mußt du hin! diesmal noch! Du mußt
„durch sorgsames Betragen dich und Sie von
„Verdacht retten, und dann — dann willst
„du sie alle nie wieder sehen!“ — —

Er ging also den folgenden Tag zur bestimm=
ten Zeit wirklich hin; hatte sich, wie er glaub=
te, wohl vorbereitet, jede Art von muthmaßli=
chem Benehmen der Hauptmannin berechnet, und
sein Gegenverhalten nach den Regeln des Rech=
ten und Klugen abgewogen: aber er war kaum
in das Zimmer getreten, als er sahe, daß er
sich dies Exercitium hätte ersparen können, denn
er hatte vielleicht jede Art des möglichen Beneh=
mens der Dame gemuthmaßt, nur — die wah=
re nicht. Sie und alle benahmen sich so gegen
ihn, als ob gar nichts vorgefallen und er gar
nicht ausgeblieben wäre; nicht die entfernteste
Erinnerung oder vielleicht gar bittere Anspie=
lung — alles Freundschaftlichkeit, Artigkeit,
Munterkeit. Das einzige bemerkte Adolf an
der Hauptmannin, daß sie ihre Gefälligkeiten
heute weniger ausschließend ihm, sondern mehr
zu gleichen Theilen der ganzen Gesellschaft zuer=
theilte. Das war denn ganz, wie Adolf es
wünschte. Hierdurch, und des Aufsagens seiner

einstudirten Lektion überhoben, wurde er bald von ganzem Herzen heiter, wie die ganze Gesellschaft es war, und in dieser glüklichen Stimmung fuhr man ab.

Zehntes Kapitel.

Der Schweizer und sein Glaube.

Die Gesellschaft bestand aber, außer dem Herrn und der Frau von Hause, aus dem Lieutenant, den beyden Personen, welche Adolf bey seiner ersten Bekanntschaft in der Loge mitgefunden hatte, und aus einem jungen Schweizer, welcher Adolfen gleichfalls als ein Freund vom Hause vorgestellt wurde. Frey lebte in B— fast in den nehmlichen Verhältnissen, wie Adolf; war in einem großen Handelshause, genoß dabey — denn er hatte ein beträchtliches Vermögen und war eigener Herr desselben — seiner ganzen Freyheit, war ohngefähr in Adolfs Alter, nicht ohne Kenntnisse; hatte sehr viel Lebhaftigkeit, noch mehr Leichtsinn, und noch weit mehr leicht zu reizende Sinnlichkeit: aber auch

eine für seine Jahre seltene Erfahrung — obschon er dadurch nicht weiser, sondern nur feiner geworden war.

Frey wußte, wo er war, und wollte hier seyn, weil es ihm Vergnügen schaffte und so lange es ihm dies verschaffen würde; Adolf wußte nicht, wo er war, und wollte hier seyn, weil er es für recht, wenigstens für schiklich hielt. Adolf schwankte in allem, was er that; Frey hatte sich darüber ein System erbauet, welchem er treu blieb. Dieses war das System der meisten sogenannten Weltleute, dessen Grundpfeiler ist: Alles ist recht und gut, alles ist unrecht und schlecht — je nachdem wir es aus diesem oder jenem Gesichtspunkte ansehen" — Es ist nicht übel, die Naturgeschichte der Bären innen zu haben, wenn man durch Polen reiset: ich glaube also nicht unrecht zu handeln, wenn ich einige Hauptwendungen jener — leider sogenannten Philosophie (wie ein Inquisitor seine Grundsätze Religion nennt) näher schildere. Es giebt nach dieser etwas schurkischen Philosophie — über das, was recht und gut ist, zwey Hauptsysteme, welche jeder verständige und vorurtheilsfreye Mann beyde kennet und beyde annimmt — das eine laut,

für die Welt; das andere heimlich, für sich selbst.

Das erste klingt hoch, tönt weit her, und heißt edel; das zweyte klingt gemein, wird nur umher geflüstert, und ist — weise. Tugend ist, nach dem ersten, Entsagung, Enthaltsamkeit, Aufopferung und — wer weiß was? laßt es euch von den finstern Herrn selbst sagen, wenn sie anders je darüber einig werden sollten; sie ist, nach dem zweyten, kurz und dem Irokesen eben so verständlich, als uns — was Vergnügen schafft. *)

Das erste haben müßige oder listige Köpfe, welche man ehemals auch Philosophen nannte und hier und da wohl noch jezt nennt — in finstern Zellen, bey Nachtlampen und hungrigen Magen ausgehekt, mit schönen Phrasen, Wendungen und Blümelein ausgeziert: aber der kluge Mann lacht dessen heimlich, behält es jedoch bey, um den Pöbel im Zaum zu halten, sich Ehrfurcht und Zutrauen zu verschaffen, und

*) Es versteht sich von selbst, daß in einem solchen Systeme Vergnügen nur Sinnenlust, nicht etwa Freude des Bewußtseyns u. d. gl. heißt.

eben dadurch am leichtesten und sichersten in den Stand gesezt zu werden, sich seinem zweyten Herzenssysteme zu ergeben. Man ist nun übereingekommen, aus leicht begreiflichen Ursachen, das erste nur als recht anzuerkennen: alle verständige Menschen wissen und beobachten dies Herkommen — verstehen sich aber! — Klug ist nun der, welcher aus allen Verhältnissen, in die er geräth, Vortheil und Vergnügen zu ziehen oder jene so zu bearbeiten weiß, daß sie ihm dieses gewähren müssen; weise aber ist der, welcher aus den mancherley Freuden des Lebens diejenigen zu vermeiden verstehet, welche überwiegend mehr Schmerz — sinnlichen nehmlich — nach sich ziehen würden; glüklich endlich der, welcher beydes, Klugheit und Weisheit, verbinden gelernt hat. Man lernet das, aber spät und nur aus Erfahrung und durch Leitung der gütigen Natur selbst. Hat man der Weisheit zuwider gehandelt und muß dafür eine Zeitlang büßen: so ist es Billigkeit, sich nicht zu beschweren und sich zu fügen, aber auch sich sein Leiden so erträglich zu machen als möglich; zu dem Ende vor allen Dingen sich nicht werfen zu lassen, sondern, wenn man nicht Standhaftigkeit genug besizt — allenfalls die Mittel zu ge-

brauchen, welche die wohlthätige Natur gleichfalls darbietet, um von Zeit zu Zeit sich selbst und alles andere zu vergessen. Wer so unglüklich gewesen ist, sich so weit von der Weisheit zu entfernen, daß er nichts als ein Leben voll Schmerz vor sich siehet, der hat von derselben Natur die Gewalt, und folglich die Erlaubnis erhalten, abzutreten von einem Schauplaze, auf den er nicht mehr taugt, und als ein blos winselnder Philoktet ausgepfiffen werden würde — —

Der Himmel gebe, daß es hier jedem Leser durch die Seele reißet, wenn er daran denkt, daß dieses ohngefähr die Grundsätze so vieler mächtigen und vielvermögenden Menschen sind. Aber wahr ists auch, daß der Kopf vieler so philosophirt — wenn ich dies schöne Wort noch einmal so misbrauchen darf — indeß ihr Herz sie, wider Willen des Kopfs, nicht so schlecht werden läßt, als sie sonst durch diese Grundsätze werden müßten. Ob unser Schweizer zu den leztern gehörte, wird die Folge zeigen. Wenn es übrigens befremden sollte, so viel Schwung und Konsequenz bey einem so jungen Manne zu finden, dem dienet zur beliebigen Nachricht: Er hatte von früher Kindheit an einen alten metaphysischen Abbée, welcher sich noch in dem ehe-

mals sogenannten goldnen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten zu bilden angefangen hatte — zum Lehrer und Führer: dieser sorgte für die Theorie; in heranwachsenden Jahren war er in die Schule einer gleichfalls französischen Gouvernante, die zwar eigentlich die Gesellschafterin seiner Mutter war, aber zugleich die seinige ward, und welche den angehenden Jüngling mehr praktische Leitung gab — vollends ausgebildet.

Uebrigens ist aber auch das nicht zu leugnen, daß Frey durch diese beyden Führer im Aeußerlichen, wo die Natur schon viel für ihn gethan hatte — zu einem Jüngling gebildet wurde, dem vom ersten Anblick an kein Mensch ungünstig seyn konnte, sehr viele lieb gewinnen mußten. Aus seinen feurigen Augen strahlte Freude, leichter Sinn und Freundlichkeit; seine Miene war immer offen und frey, seine Stirn immer glatt; der Faden der Unterredung, in welche er sich mischte, riß gewiß nie ab; keine launige Bemerkung, kein witziger Einfall, keine schelmische Anekdote wurde vorgebracht, welche er nicht mit einem Dito vergolten hätte. Dabey war seine Gestalt die, eines sehr wohlgebildeten schlank

und schnell aufgeschoßnen Jünglings; seine Gesichtsfarbe zwar etwas bleich, aber nicht kränkelnd; seine Bewegungen leicht, flüchtig, anmuthig, zuweilen in hohem Grade possierlich; seine Stimme ein wohlklingender und beugsamer, nur zuweilen etwas heiserer Tenor; seine Kleidung modern und vortheilhaft gewählt, aber nicht sehr nett — worüber er sich selbst öfters sehr scharf persiflirte. Kurz, er gehörte unter die Männer, welche ihre Geliebten — als Mädchen, entzücken; als Gattinnen, bis zum Tode darnieder beugen.

Daß aber ein solcher junger Mann auf Adolfs Herz, das keinen Freund, kaum an dem Lieutenant eine Art Günstling *) hatte — einen schnellen sehr vortheilhaften Ein-

---

*) Freund und Günstling sind vielleicht am leichtesten und deutlichsten so unterschieden: den Freund fühlt man über, den Günstling unter sich; jenem will man wohl, weil man ihn hochachtet, diesem, weil man ihn brauchen kann; sehr stolze Menschen haben keinen Freund, aber gewöhnlich Günstlinge; der Freund muß ein würdiger Mensch seyn oder doch von dem, der ihn erwählt, dafür gehalten werden,

druck machte; daß Adolf, der ihn freylich noch nicht so kannte, wie wir — abwechselnd ihn bewunderte und beneidete; durch dessen Ueberlegenheit jezt aufgeregt, dann verschüchtert, jezt erhoben, dann vernichtet wurde; daß er sich ihn, um der Herrschaft willen, welche er, ohne daß er schien es selbst zu wissen, über die Gesellschaft ausübte — heimlich zum Muster der Nachahmung vorstellte; daß er sich mit ihm in Freundschaft zu verbinden beschloß, weil er fühlte, ihn nicht übertreffen zu können: das alles denkt sich jeder, der junge Leute von Adolfs Art genau beobachtet hat, von selbst. Frey schien gleichfalls an Adolfen Geschmack zu finden — wenigstens zeichnete er ihn vor der übrigen Gesellschaft sehr aus: denn die-

---

vom Günstlinge kann er sogar wissen, daß er ein schlechter Mensch ist; dem Freunde zeigt sich auch der Lasterhafte, so viel nur möglich, von seiner nicht schlimmen Seite, dem Günstlinge vertrauet er selbst seine Laster; den Freund wünscht auch der Lasterhafte — wenn er nur nicht ganz gefühllos ist — besser als er selbst ist, den Günstling, wo möglich, noch schlechter u. s. w. Erläuterungen und Belege hierzu giebt die Geschichte großer und kleiner Menschen.

se behandelte er — zwar ohne Jemand im geringsten zu beleidigen, aber doch ziemlich als Bagatelle; und nur die Hauptmannin erhielt zuweilen von ihm eine kleine vertraute Artigkeit.

Uebrigens fuhr die Gesellschaft in zwey Wagen sehr fröhlich nach einem hübschen Gasthofe, der etwa drey Stunden von B— an der Landstraße lag, auf welcher die Niece herkommen sollte.

Eilftes Kapitel.

Die Niece. Ein unerwarteter Ausgang.

Die Gesellschaft kam an, man ließ etwas von Erfrischungen geben, und dies war noch nicht lange geschehen, als man in der Entfernung den Postillion blasen hörte.

„Das ist sie! das ist sie!" — riefen die beyden Damen und eilten zum Fenster.

„Ja — sie ists wahrhaftig!" — rief die Hauptmannin noch einmal, und eilte

mit ihrer Schwester und ihrem Manne hinunter.

„Kinder, laßt uns die Sache abwar„ten“ —

sagte Frey ziemlich gleichgültig, indem er mit seiner Tasse Kaffee an das offne Fenster trat. Adolf stand neben ihm. Der Wagen fuhr vor. Eine junge Dame, weiß und ziemlich dicht verschleyert, saß allein darin mit einer Art Kammerjungfer.

„Julchen —?“

rief die Hauptmannin noch einmal, ehe der Wagen ganz hielt.

„Leibhaftig —!“

antwortete die Stimme aus dem Wagen. Jezt hielt dieser endlich, und im Augenblick flog — leicht, wie ein Rosenblatt vom Zephyr herabweht — ein kleines Figürchen heraus, schlug den Schleyer zurück, und zeigte — — man fürchte nicht wieder eine kapitellange Schilderung: ich sage es kurz — ein liebli-

ches vollendetes Bild von Horazens proterva Chloë. *)

„Huy —

rief der Schweizer lachend und drehete sich auf dem Absatze herum —

„hier wirds Ernst mit den Niecen!"

„Wahrlich ein schönes Mädchen" — rief Adolf unverwandt herabblickend;

„Das glaub' ich, mein Herr! Wir wol„len ihr entgegenrücken!"

sagte Frey. Beyde gingen nach der Thür. Indem trat die Hauptmannin herein, mit Julchen am Arm. Diese übersahe sich die sie erwartende Gesellschaft mit einem halben Streifblick, und die Hauptmannin begann vorstellend zu Julchen, indem sie auf die Herren zeigte:

---

*) Wer diese berühmte Chloë nicht kennt, übersetze sich das obige charakterisirende Wort durch ein selbstgedachtes, welches ohngefähr die Ideen: heiter, offen, muthwillig, schäkerhaft, leichtsinnig, lose, schlau, schelmisch, listig, u. s. w. zu einem quecksilbernen Ganzen verbindet und Einheit in diese Mannichfaltigkeit bringt. Ich weiß keins, sonst sezte ichs wohl her.

„Hier sind" — —

„zwey Verehrer Ihrer schönen schwarzen „Augen" —

fiel Frey ein. Mit einem augenbliklichen Lächeln antwortete das Mädchen:

„Lassen Sie sich von meinen Augen für das Compliment danken" —

„Ey, das haben sie alleweile schon gethan!" fuhr Frey fort; und so ging es denn ein Weilchen weiter.

Freylich spielte Adolf, bey dieser Präcision jener beyden Leutchen, eine etwas untergeordnete Rolle: aber Julchen war so artig oder so klug, ihn gar bald in das Quodlibet der muntern Unterhaltung zu ziehen; und Adolf erwachte aus seinem bisherigen fast stummen Anstaunen zu einer Begeisterung, die ihn zu Freys nicht unwürdigen Nebenbuhler machte. Ueberhaupt schien es fast, als ob die Kleine noch mehr Geschmack an den vollen geistigen Blicken Adolfs, als an den leichten witzigen Galanterien Freys fände. War es Klugheit oder war es Neigung — ich weiß es nicht: die Folge wirds erklären.

Nach einigen angenehmen Stunden im Gasthofe fuhr man zurück, und die Gesell-

schaft blieb den Abend beysammen. Ueber Tische war die Niece die Hauptsprecherin und überhaupt der Punkt, um welchen sich noch immer alles drehete. Sie erzählte mit immer gleicher Schökerey von dem artigen Postillion, der ihr zu Gefallen sich fast die Lunge weggeblasen habe, wie von dem Bauerntumult in der Gegend von U —; von dem feuchten Morgen, der ihr ihre Haare so in Unordnung gebracht habe, (wobey sie sich diese mit einem unwilligen krausen Gesichtchen fleißig von der weißen Stirn strich) wie von den Kriegsgerüchten, womit sich die Leute in U — zur Unterhaltung bange machten; von einem kleinen Ritzchen, das sie ihrem Finger wahrscheinlich beym Aussteigen aus dem Wagen beygebracht habe, (wobey das Fingerchen sorgsam in Untersuchung genommen und die Wunde gar säuberlich mit englischem Pflaster bedeckt wurde) wie von der damals ausbrechenden französischen Revolution. Am Ende erklärte sie offenherzig genug, ihr kleines Portiönchen Witz fange an von der Reise schläfrig zu werden: sie werde sich, mit Erlaubnis der Gesellschaft, zur Ruhe legen. Man brach also auf; sie bat alle Anwesende, ihr

morgen zu verstatten — ihre Wirthschaft einzurichten: aber übermorgen möchten alle, wenn sie ihr Freude machen wollten, — hübsch wiederkommen —

„Ich hoffe —

sezte sie hinzu;

„dann ausgeschlafen und mich eingerichtet „zu haben, und traue es den Freunden „meiner lieben Pflegeältern zu, sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen, denn „übermorgen ist mein Geburtstag."

Wer nicht zur Familie gehörte, empfahl sich, und wahrscheinlich jeder mit andern Ideen und Empfindungen. Adolf und Frey hatten zum Theil einen Weg nach Hause. Sie gingen mit einander. Frey war lustig und schäkerhaft, Adolf ernsthaft und still. Er fühlte sein ganzes Inneres auf eine so eigene und ihm wirklich so neue Art gestimmt, wußte nicht, ob ihm wohl oder übel sey, war für jeden Eindruck so offen und vermochte so wenig den auf ihn gemachten zurück zu geben oder laut werden zu lassen — daß es endlich der Schweizer auch laut bemerkte, wie er es heimlich wohl schon längst bemerkt hatte.

„Nun —

sagte er;

„hat das Schwarzköpfchen Sie so still ge=
„macht? Seyn Sie auf ihrer Hut, mein
„Herr!" —

„Sie sind aufgelegt zu scherzen — das
„bedaur' ich, denn ich war schon im Be=
„griff, Ihnen Etwas sehr Ernstliches und
„Herzliches zu sagen."

Adolf sagte die ersten Worte zwar etwas beleidigt, aber die leztern mit einer Ueberraschung inniger Empfindung. Frey antwortete gleichfalls nicht ohne Ernsthaftigkeit und Empfindung:

„Was wollen Sie mir sagen? Ich bitte
„darum! Wahrlich, man ist nicht immer
„leichtsinnig, wenn man's scheint!" —

Es giebt gewisse Stunden im menschlichen Leben, wo, in allgemeiner Aufregung aller Gefühle, selbst ein König Philipp der zweyte von Spanien das lang verschloßne Portefeuille ergreift und bittet:

„Jezt gieb mir einen Menschen, gute Vor=
„sicht" —

und einem Medina Sidonia den Verlust der unüberwindlichen Flotte verzeihet — Ich will

sagen: es giebt Stunden, wo das Herz Etwas haben muß, das den Strom des sanften anziehenden Feuers ableitet oder vielmehr, auf leise Berührung, ausströmen läßt; wo man eine Art von Vertrauten haben muß, und sollte man den Bettler am Zaune, der ein altes ehrliches Gesicht hat; oder — und das ist das traurigste — einen gleißnerischen Bösewicht, der unsere ausgestrekten Fühlfäden zart und gelinde zu behandeln weiß, dazu machen. Gerathen wir dann an einen Gegenstand, welcher uns nicht verstehet oder unsere leisen Berührungen kalt empfängt: so ist nicht nur augenbliks dies alles vorbey, sondern selbst der gute Mensch kann dann — und wäre jener Gegenstand seine Mutter, sein Weib — so hart, so egoistisch, so unterdrükkend, so erbittert werden; bis sich endlich das Ganze in eine peinliche Lähmung und einen pressenden Seufzer über das Loos und die Lage der Menschheit endiget.

Adolf war jezt in jener ersten Stimmung der Seele. Fest und warm ergriff er Freys Hand und sagte:

„Ich schätze Sie" —

„Das ist mir sehr lieb" —

„Ich bewundere Sie" —

„Weil Sie mich nicht kennen: das bin
„ich nicht werth!"

„Ich bitte Sie herzlich um Ihre Freund=
„schaft"

Frey blieb stehen, drükte Adolfs Hand, sahe ihm eindringend ins Auge und sagte:

„Meine Freundschaft? Wissen Sie, was
„Sie da verlangen?" —

„Ich würde es sonst nicht für der Mühe
„werth halten, mich an Sie zu drängen
„und darum zu bitten" —

„Wissen Sie, von wem Sie sie verlan=
„gen? — Nein!

fiel er finster ein, ehe Adolf antworten konnte. Er fuhr sich rasch übers Gesicht, und wischte gleichsam jenen Anfall von Düsterheit augenbliklich hinweg; dann fuhr er im vorigen Ton fort:

„Bey meinem Leben, ich schätze Sie gleich=
„falls, ich wünsche mit Ihnen näher be=
„kannt zu werden, ich möchte sehr gern Ih=
„nen gefällig seyn; aber ich bin vom Schiksal
„unter zu vielerley Menschen umhergewor=
„fen worden, als daß ich mich nicht vor

„Freundschaft, im höhern Sinne des Worts,
„eben so wie vor Liebe in diesem Sinn —
„scheuen sollte. Wohlwollen und Vergnü-
„gen — diese sind es, welche jene Stellen
„in meinem Herzen eingenommen haben;
„und ich wache, daß sie sie behalten.

Adolf riß seine Hand aus der seinigen; Frey'n überlief noch einmal jener finstre Muth. Mit diesem sahe er gen Himmel und sprach mit Erbitterung:

„Daß das so seyn muß —!"

Adolf wollte gehen, Frey hielt ihn auf und fuhr im vorigen Ton fort:

„Verstehen Sie mich nicht falsch: gegen
„mich hab ich Mistrauen, nicht gegen
„Sie! Nehmen Sie mit meinem Wohlwol-
„len vorlieb: das gebe ich Ihnen von Her-
„zen; das kann ich Ihnen noch geben. Es
„kann bald eine Zeit kommen, wo Sie sich
„freuen, nicht mehr von mir angenommen
„zu haben."

„Leben Sie wohl!"

sagte Adolf zurükgestoßen und nicht schonend. Frey fuhr fort, nun gleichfalls kälter:

„Zum Beweis meines guten Willens für Sie
„wiederhole ich Ihnen jezt ernstlich, was

„ich vorhin scherzend sagte: Wachen Sie
„über sich, damit die sogenannte Niece nicht
„mehr über Sie gewinne, als sie muß. Ge-
„fällt sie Ihnen und denken Sie wie ich:
„nun — so benutzen Sie die Verhältnisse,
„in die Sie mit ihr kommen können; aber
„wachen Sie über ihr Herz! Als einen Be-
„weis meiner Offenherzigkeit sage ich Ihnen
„— auch mir gefällt das Mädchen; auch ich
„werde den Rath befolgen, welchen ich Ih-
„nen jezt gab: aber nicht im geringsten an-
„ders gegen Sie gesinnet werden, wenn es
„Ihnen dabey vielleicht besser gelingen sollte,
„als mir. Gute Nacht, mein lieber R—;
„wollen Sie es annehmen, so sage ich Ih-
„nen noch, daß ich jezt Niemand habe, mit
„dem ich es so gut meyne, als mit Ihnen.
„Gute Nacht!“ —

Zwölftes Kapitel.

Folgerungen.

Diese Wendung war Adolfen äusserst befremdend und unerwartet. Die Aufrichtigkeit, mit welcher Frey jene Worte der Warnung wiederholte, reizte; die Düsterheit, welche ihn einigemal mächtig ergriff, erschütterte; aber die scheinbare Kälte seines Zurükziehens beleidigte Adolfen: und dieser war jezt in viel zu leidenschaftlicher Stimmung, als daß die leztere Empfindung nicht hätte bey ihm die Oberhand behalten sollen. An ruhige Ueberlegung dieses unerwarteten Vorfalls war in einem Kopfe, in welchem die Niece nicht nur lebte, sondern alles drunter und drüber kehrte — ohnehin gar nicht zu denken. Endlich zeigte ihm seine gereizte Empfinlichkeit eine Seite der Sache, die ihm augenbliklich einleuchtete, und die von auf einmal erwachender Eifersucht, gekränkter Eitelkeit, Neid, Liebe, und wie die Ohrenbläserinnen in seinem Herzen weiter hießen, sogleich als die einzig richtige dargestellt wurde —

„Ha —
rief er aus;
„jezt hab' ichs! Ja, das lößt alles auf! Eifer-
„sucht, neidische Eifersucht ists, was ihn so
„sonderbar gegen mich handeln läßt! Julchen
„hat ihn bezaubert — wer könnte auch gleich-
„gültig gegen sie seyn —; und er vermuthet,
„oder bildet sich vielmehr ein, ich sey seinen
„Wünschen im Wege! Gestand er nicht selbst
„in einem Anstoß von Aufrichtigkeit, das
„Mädchen gefalle ihm? — O nun verstehe
„ich die gutgemeynten Warnungen u. s. w.

So spielte auch hier sein Herz mit ihm, indeß er glaubte seinem Kopfe für dies Raisonnement verbunden zu seyn. Diese eingebildete Auflösung des Problems leitete seinen Ideengang natürlicher Weise wieder ganz — und nun einzig auf Julchen. Er weidete sich an ihrem Bilde in seiner Phantasie; rief alles, was sein Gedächtnis von ihr empfangen hatte, deutlich und klar hervor; ordnete und gruppirte die einzelnen lächelnden, aber doch nur ganz natürlichen Bilder, idealisch und mit Dichtergeist — den alle Liebende haben; vertrieb sich damit die größte Hälfte der Nacht, und brachte am Ende nicht etwa nur das Resultat heraus: Julchen

sey ein vorzüglicheres Mädchen, als ihm noch je vorgekommen — denn das wäre in der Regel gewesen; sondern sogar d a s: Sie, mit ihrem bis zur Vollendung ausgebildeten Geist sey ihm von seinem guten Genius zugeschikt, um seinem ganzen Wesen die Bildung, welche ihm, wie er sich dessen wohl bewußt sey, noch fehle, zu geben. Was ließ sich nun aus diesem Axiom natürlicher folgern, als daß es — weil ihr Umgang offenbar zu seiner Vervollkommnung beytragen müßte — gewissermaßen Pflicht für ihn sey, diesen ihren Umgang so fleißig als möglich zu benutzen? — Es war ihm nun zwar, als wenn sich im Hintergrunde seines Herzens Etwas dagegen regte, aber doch nur dunkel — ohngefähr wie die Warnungen seines Jugendlehrers. Im Gegentheil thaten Eitelkeit — welche ihm zuflüsterte, Frey müsse doch wohl seine Ursachen haben, warum er ihn von Julchen für mehr begünstigt hielt; Eifersucht — welche dem eingebildeten Nebenbuhler seine Ueberlegenheit in Dingen des gesellschaftlichen Lebens entreißen wollte; und manche hingeworfene Bonmots seines Herrn Principals über die Strenge der Grundsätze im Umgange junger Leute beyderley Geschlechts, die ihm jezt erst beyfielen — die-

se Dinge thaten das Ihrige, ihn in jenem Vorsatze zu bestärken. Da er über dergleichen erbaulichen Betrachtungen endlich gegen Morgen doch etwas schläfrig geworden war, sezte er hinzu: er wolle indeß bey diesem Umgange dennoch Acht auf seine Empfindungen haben, und sein eigner Herr bleiben! — Hiermit schlief er ein und ruhete einige Stunden sehr angenehm.

Dreyzehntes Kapitel.

Der Geburtstag.

Den folgenden Tag verrichtete Adolf seine Geschäfte mit Zerstreuung und einigem Ekel, wobey er nichts bedauerte, als daß die leidige Niece einen ganzen ewigen Tag auf ihre Einrichtung hätte wenden wollen, und er sie also erst morgen wiedersehen dürfte —

„Lieber Gott —

sagte er;

„was wird denn da Großes einzurichten seyn!

„Aber so sind die Mädchen — es ist bey ih-
„nen des Trödelns kein Ende!“ —

Des Abends war er kaum auf sein Zimmer gekommen, als der Lieutenant erschien — diesmal ein willkommner Besuch. Man schwazte dies und das: aber gar bald war Julchen der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Der Herr von M — wußte so viel Schönes, Angenehmes und — Edles von ihr zu erzählen, daß Adolf kaum genug hören konnte. Das liebenswürdige Kind erwuchs in seiner Phantasie zum leibhaftigen Engel, und er verheelte dies seinem Vertrauten nicht. Endlich fuhr Adolf im bisherigen Gespräch fort:

„Hören Sie, lieber Freund — ich möchte
„Sie wohl noch über Etwas um Rath fra-
„gen: aber Sie dürfen mich nicht ausla-
„chen“ —

„Was für ein Einfall! Nur heraus da-
„mit“ —

„Und wenn Sie es nicht thunlich finden
„sollten, nicht verrathen“ —

„Wo denken Sie hin? Kein Wort, das in
„unserer freundschaftlichen Einsamkeit ver-
„handelt wird, kömmt über meine Zunge“ —

„Ich hatte heute eine gewisse Idee —!
„Morgen ist doch Julchens Geburtstag: soll-
„te es da nicht möglich seyn, ihr irgend eine
„kleine Freude zu machen — blos zum Scherz!
„Verstehen Sie mich recht: nur eine Klei-
„nigkeit! eine Schökerey!"

„Allerliebst! Das war auch mein Vorsatz.
„Ich glaubte nur nicht, daß Sie würden
„Theil nehmen wollen! Ich werde Frey'n
„nun das Nehmliche sagen" —

„Warum das?
fiel Adolf schnell ein;
„Können wir zwey nicht allein —?" —

„O ja —
antwortete M—;
„Aber — aufrichtig, liebster Freund! —
„wenn ich allein ihr Etwas gebe — ey nun,
„ich bin ihr Vetter und als ein närrischer
„Patron bekannt: da mag es seyn, was es
„will. Heißt es aber doch schon, es ist von
„ihren Freunden" — —

„Nun ja — so muß es schon eher etwas
„Ordentliches seyn, meynen Sie" — —

„Richtig! Es bleibt freylich eine Kleinig-
„keit: denn sonst kämen wir nicht gut bey ihr
„an; so leichtsinnig sie scheint, so zart em-

„pfindet sie und so behutsam will sie behandelt
„seyn! Aber Sie wissen, die Kleinigkei-
„ten der jetzigen Damen haben denn doch ihre
„Größe! Und gerade jezt möcht' ich meiner
„Kasse keine starken Zumuthungen machen.
„Sie sehen, wie aufrichtig ich bin!" —

„Lassen Sie mich sorgen, lieber M— Ich
„werde mit Freuden die Kosten" —

„zur Hälfte, verstehet sich; durchaus nicht
„anders! obgleich ich Ihnen meine Hälfte
„auf einige Tage werde schuldig bleiben müs-
„sen!"

„Recht gut! kein Wort weiter davon! Aber
„was kaufen, was veranstalten wir?"

„O da lassen Sie mich sorgen! Bey einem
„Frauenzimmer von Welt kann man darum
„nimmermehr in Verlegenheit kommen! Sie
„wissen ja die tausenderley Bagatelles tres-
„importantes! dergleichen werden unaufhör-
„lich gebraucht!" —

„Schön; und dann auf eine hübsche Art
„angebracht!" —

„Auch dafür lassen Sie mich sorgen! Sie
„sollen morgen Abends wahrlich Ihre Freude
„haben! Bis dahin erfährt kein Mensch Et-
„was, als etwa meine Cousine, die wir viel-

„leicht brauchen können und die schweigen ge„lernt hat! Wollen Sie morgen früh mit ein„kaufen gehen?“

„Nein, das würde sich doch nicht gut thun „lassen — die Verhältnisse hier im Hause! „Haben Sie die Güte zu besorgen“ — —

„Recht gut; ich denke Sie sollen mit mir „zufrieden seyn, und daß das überraschte Jul„chen eine große Freude haben wird — dafür „glaub' ich bürgen zu können. u. s. w.

Aber — Freund Adolf, hier fängt Er auch an allzu schwach zu werden! — Lieben Leute, die Ihr das saget, ich wünsche Euch von ganzem Herzen Glück dazu, wenn Ihr, von eigener Erfahrung überzeugt, das Benehmen Adolfs nicht nur schwach, sondern allzu schwach findet — das heißt: so schwach, daß Ihr und andere eben so verständige Leute schlechterdings nicht so schwach gehandelt haben würdet. Adolfen aber kann ich nicht retten — ihn, der ohne Freund und ohne feste, von Kindheit an mit ihm erwachsene Grundsätze, umgeben von Menschen von lockerm Sinn, nur sich selbst und seinen Trieben überlassen war. — Ue-

brigens siehet man wohl, daß nicht nur Liebe, sondern auch Eifersucht ihn so eilig vorwärts trieb; wozu noch kam, daß er glüklicher, oder vielmehr unglüklicher Weise gerade den Tag zuvor einen beträchtlichen Wechsel von der guten Mutter erhalten hatte, und folglich glauben konnte, durch jene „Kleinigkeiten" gar nicht in Verlegenheit zu gerathen; und daß er überhaupt mit dem Gelde, so lange er's hatte, äußerst gleichgültig umging, wovon aber die Schuld nicht sowohl an ihm, sondern weit mehr an seinem verstorbenen Herrn Vater lag. Dieser hatte nehmlich, wie wir wissen, und wie wir uns hier hoffentlich alle ausdrücken können: eine allzugroße Schwäche für das Geld; in reifern Knaben- und angehenden Jünglingsjahren mußte Adolf diese bemerken, sie mußte ihm, je nachdem die Fälle waren, zu welchen sein Vater durch jene Schwäche verleitet wurde — bald lächerlich, bald verächtlich, bald verhaßt vorkommen; dies bestimmte denn auch Adolfs Begriffe über Geld und seine Gesinnungen gegen dasselbe — eine Hauptursache, meines Erachtens, warum geizige Väter so oft Verschwender zu Söhnen haben! —

Der Herr von M — benuzte am folgenden Tage die ungemessene Vorschrift Adolfs, und kaufte ein, als wenn er seinen Antheil nimmermehr zu bezahlen gedächte. Als des Abends Adolf mit freudigklopfendem Herzen in des Hauptmanns Haus trat, erwartete ihn der Lieutenant in der Thür.

„Bst! bst!

rief er leise;

„diese Treppe hinauf! Wir schleichen uns „in das zweyte Zimmer! dort hab' ich unsern „Kram aufgestellt, gehörig illuminirt — „— Doch Sie werden schon selbst sehen! „Kein Mensch weiß ein Sylbchen von der „ganzen Geschichte, als die Cousine, die Jul„chen Gelegenheit machen soll, in unser Zim„mer zu gehen, wo diese uns in Bereitschaft „finden muß!" —

Adolf folgte leise und seelenfroh nach. Das Zimmer war wirklich allerliebst aufgepuzt und illuminiret. Adolfen überlief zwar ein kleiner Schauder, als er die Herrlichkeiten musterte: aber der Gedanke an die Freude, welche wahrscheinlich Julchen haben würde, machte, daß er alles andere vergaß. Es dauerte nicht lange, so öffnete sie unbefangen die Thür und wollte

hinein. Der unerwartete Anblick machte sie freudig stutzen, sie blieb fast erschrocken in der Thür stehen. Indeß kam die andere Gesellschaft, auf Julchens Freudengeschrey und den Glanz der durch die offene Thür schimmernden Lichter, auch herbey, und M— empfing nun die kleine Königin des Festes in seinem und seines Freundes Namen mit einer wirklich possirlichen Rede in burlesken Versen, worin er ihr die ausgekramten Herrlichkeiten, als einen kleinen Beweis ihrer Theilnahme und Liebe, übergab. Julchen drükte dem Vetter die Hand, und ging dann zu Adolfen, der mit vor Freude blitzenden fest auf sie gerichteten Augen gerührt da stand. Julchen faßte seine Hände —

„Lieber, guter R—

sagte sie im sanftesten schmeichelndsten Tone;

„womit hab' ich das verdient?“ —

Und dabey drehete sie das Köpfchen so lieblich ein wenig rükwärts und nach der linken Seite hin, sahe ihm so mild in seine Augen, daß Adolf, ohne daß er selbst wußte, wie ihm geschahe, das Mädchen umfaßte und den ersten heißen Kuß der Liebe auf ihre Lippen drükte.

Frey; der allerdings hierbey nicht die angenehmste Rolle hatte, schien auf einige Augenblicke wirklich in Verlegenheit zu seyn: aber seine Gewandheit wußte der Sache gar bald eine drollige und für ihn ziemlich günstige Wendung zu geben. Er begann gleichfalls mit einer Rede in burlesken Versen, welche, weil sie aus dem Stegreif fabricirt wurden, nur desto lächerlicher herauskamen und sich mit:

O allerschönste Julia,
Wie ärmlich steh' ich jetzund da —

anfingen. Er erklärte ihr darin, daß er sich selbst ihr wohl zum Angebinde werde schenken müssen, weil er — „nichts anders bey sich habe." Aber Julchen meynte: Geschenke, die man nur nothgedrungen gäbe, nähme sie nicht an. Frey war der Mann nicht, der sich dadurch hätte abweisen lassen; und so entspann sich eine kleine witzige Alterkation unter den Leutchen, wie sie oft unter ihnen statt hatte! —

Dieser kleine, aber, wie Adolf den folgenden Tag beym Bezahlen erfuhr, ziemlich theure Scherz hatte die Gesellschaft sehr fröhlich, Julchen fast ausgelassen, und Adolfen

ganz entzükt gemacht; so daß einige Stunden während des Speisens wie Minuten verflogen. Adolf an Julchens Seite schien keine kleinen Fortschritte in des Mädchens Gunst zu machen. Schökernd arrangirte sie selbst, nach dem Essen, das Spiel, ließ den Vetter Lieutenant Bank machen, und widerlegte die diesmal gelindern Protestationen des Hauptmanns mit der Deklaration: daß sie heute Königin des Festes sey. Man spielte also, und Adolf und Julchen verlohren stark — sehr stark. Adolf fing an ernsthafter zu werden, Julchen blieb schökerhaft —

„Kommen Sie, Unglüksgefährte — sagte sie und drükte verstohlen seine Hand;
„Wir müssen einander beystehen! Eins
„muß dem andern, in dieser betrübten Zeit,
„Trost und Muth einsprechen u. s. w.

Der Wein und das Interesse des Spiels erhöheten die Rosenfarbe ihrer Wangen, das Feuer ihrer Augen, das Klopfen ihres Herzens, das Steigen ihres Busens; Adolf, zugleich bestürmt von Liebes- und Spielbegier, stürzte in der Verwirrung gleichfalls mehr Wein hinunter, als er gewohnt war; er mochte von sich selbst nichts mehr wissen, und

würde an Julchen, oder auch mit ihr Haab und Gut verspielt haben, wenn nicht endlich Frey, der zwar auch, aber nicht beträchtlich verlohren hatte — vom bald anbrechenden Morgen gesprochen und Aufstand gemacht hätte.

„Revange, Sie häßlicher Vetter!

rief Julchen;

„Ich muß meine schönen Dukätchen wieder„haben!"

„Billigerweise!

antwortete der Lieutenant;

„wann?" —

„Morgen! —

antwortete jene hitzig;

„Morgen — nicht wahr?"

„Morgen, morgen!"

stimmte die ganze Gesellschaft und Adolf nicht am leisesten ein.

Hiermit brach man auf. Adolf suchte seinen Hut und Stock. Er erinnerte sich, beydes in der Nebenstube gelassen zu haben. Julchen sprang hinaus, er komplimentirend ihr nach — sie waren eine Minute allein, und eben so lange in glühender Umarmung. Betäubt ging Adolf neben Freyn nach Hause. Keiner

sprach. Kurz vor dem Abschiede faßte Frey Adolfs Hand und sagte mit Nachdruck zu Adolfen:

„Sie nehmen meinen neulichen Rath nicht „an!“

Aber Adolf war jezt nicht in der Stimmung, sich von einem — wie er glaubte — zurükgesezten und eifersüchtigen Nebenbuhler vormoralisiren zu lassen; er antwortete kurz:

„Wie es denn nun hergeht in der Welt!“

„Richtig! —

sagte Frey;

„gute Nacht denn!“

„Gute Nacht!“ —

antwortete Adolf, schlich sich in sein Zimmer, und schlief einige Stunden betäubt und glühend von tausenderley vorüberrauschenden Bildern seiner aufgereizten Phantasie.

Vierzehntes Kapitel.

Das folgende halbe Jahr.

Am folgenden Morgen erwekte ihn der Gedanke, gestern fast den ganzen Wechsel zur Befriedigung aller seiner Bedürfnisse, der für ein halbes Jahr ausreichen sollte, verschwendet zu haben — auf einige Minuten aus der Betäubung, in welcher er noch immer war und nun bleiben wollte. Aber mancherley Floskeln, über Genuß der Jugend, Flüchtigkeit der Gelegenheiten zum Vergnügen, Verächtlichkeit des Geldes u. d. gl., von welchen er sich, theils aus leichtsinniger Lectür, theils aus den Witzeleyen seines Herrn Principals, ein kleines Florilegium gesammlet hatte, gaben ihm wieder Muth und leichten Sinn. Der unglükliche Mensch: war es denn nur Geld, was er verlohr? — Seine Besuche in des Hauptmanns Hause, bey welchen er nach und nach, ohne allen Rükhalt, der Liebe und dem Spiel sich ganz hingab, wur-

den nun regelmäßig fast alle Abende fortgesezt. So blind war er nun zwar nicht, daß er nicht, bey solcher immer genauern Kenntnis der Personen, gewisse Bedenklichkeiten z. B. gegen die ehemalige Strenge der Grundsätze des saubern Herrn Hauptmanns und seiner Familie; so wie gegen ihren Stammbaum u. d. gl. hätte bekommen sollen: aber er lachte ihrer.

„Wäre Julchen nicht —

sagte er;

„so bliebst du weg: denn gewiß taugt das
„ganze Haus wenigstens bey weitem nicht
„so viel, als du dir ehemals einbildetest.
„Aber dieses holde liebenswürdige Kind —
„— Warum solltest du ein Glück nicht
„verfolgen, das dich so lieblich anlächelt?
„warum Blumen nicht brechen, die so
„fröhlich um dich her blühen? Mag Jul-
„chen seyn wer sie will — sie ist ein schö-
„nes, geistreiches und liebenswürdiges
„Mädchen, das meine Liebe hat, und
„dem auch ich nicht gleichgültig bin: was
„kümmern mich da ihre übrigen Angelegen-
„heiten? Sie zu heyrathen wird mir oh-
„nedies nicht einfallen —!“

Aber die Sache kostete Geld, und viel Geld; jedoch da Adolf schon dahin gekommen war, daß ihm die Mittel gleichgültig waren, wenn er nur den Zweck erreichte: so war auf eine hübsche Zeit Rath zu schaffen. Sein Herr Principal, der ihn noch immer für ein hypochondrisch strenges Ordnungsmuster hielt, war leicht zu bewegen, ihm, zu einigen nothwendigen Ausgaben, einen Theil seiner Einnahme für das künftige Halbjahr, vorzuschießen; und seine Mutter noch leichter, ihm auf einige sehr schmeichelhafte Briefe seine Wechsel zu verdoppeln, und, nebst allerhand wohlgemeynten Warnungen und Ermahnungen, noch ein ansehnliches außerordentliches Geschenk beyzulegen. So war er auf einige Zeit restituirt, und weiter hinaus mochte er nicht denken.

„Warum soll ich mir mit Sorgen und Gril„len meine jetzigen süßen Stündchen verder„ben? Worauf läuft denn am Ende das gan„ze Unglück hinaus? auf ein paar tausend „Thaler weniger Erbtheil!" —

Man siehet nun selbst, was aus dem unglüklichen Adolf, bey diesen Ideen, bey einer aufgereizten ersten Leidenschaft, und bey seinem Mangel an einem redlichen, weisen und gelieb-

ten Freunde — theils schon geworden war, theils noch werden mußte. Er stürzte sich von Genuß in Genuß; Liebe und Spiel wurden ihm Bedürfniß: er vergaß die erste stundenlang, um sich dem zweyten, und verließ das zweyte, um sich der erstern zu ergeben — die Abende, wo dies nicht so war, gehörten zu den Ausnahmen von der Regel. Ueber seinen fast steten Verlust im Spiel dachte er im ersten Monat gar nicht nach, denn Julchen hatte ihn da durch Erfüllung fast aller seiner Wünsche von Grad zu Grad so bezaubert, daß er an nichts als an sie denken konnte; im zweyten wurde er über jenen Verlust bedenklich, denn Julchen hatte seine Wünsche so befriedigt, daß ihm kaum Etwas mehr zu wünschen übrig blieb; im dritten oder vierten fing er an zu ahnden, daß die ganze werthe Familie eine Gesellschaft feiner Spizbuben sey, die ganz nach einem Plane mit ihm verfahre — wobey er nur sein Julchen ausnahm, die, wie er glaubte, eben so wie er in dies Haus gelokt sey; im fünften Monat wurde er dessen gewiß: und dennoch vermochte er es nicht, sich loszureissen. Er war in Schulden gerathen bey allen, die ihm borgen wollten — und deren waren, bey der Hoffnung, daß er bald eigner Herr seines

väterlichen Vermögens werden würde, und bey dem Leichtsinn Adolfs, mit dem er in Stunden der Noth verschrieb, was man wollte, nicht wenig —; er sahe sich verblühen; fühlte zuweilen das Niedrige, Verächtliche, Thierische seines jetzigen Lebens; fühlte es in manchen Stunden fürchterlich; klagte sich dann an, verwünschte sein Schiksal, verzweifelte an sich, und vermochte dennoch nur höchstens einige Tage von der verderblichen Gesellschaft sich los zu reißen. Erbittert über sich selbst ging er dann dennoch wieder hin, kehrte mit verdoppelter Seelenpein zurück, und ging schon zuweilen so weit, seine Zuflucht zu gewissen andern traurigen Mitteln zu nehmen, und sich selbst und alle seine Verhältnisse wenigstens auf einige Stunden zu vergessen. Den Herrn Frey traf er nur selten bey M—s; dieser schien ihm vielmehr auszuweichen: auch sprach man jezt in diesem Hause nur selten und ziemlich gleichgültig von dem Schweizer.

Endlich hielt Adolfs von Leidenschaften, Vorwürfen und stetem Streit mit sich selbst zerwühlter Geist, und sein von Unordnungen vielerley Art geschwächter Körper, diesen Zustand nicht mehr aus; gegen das Ende dieses verderb-

lichen Halbjahrs verfiel er in ein heftiges Fieber, welches ihn zwang, auf seinem einsamen Zimmer zu bleiben.

Funfzehntes Kapitel.

Betrachtungen auf dem Krankenbette.

Hier lag denn der vormals so unschuldige, so frohe, so glükliche Jüngling, zermartert von Krankheit, aber noch weit mehr von dem Gedanken, selbst Schuld an seinem traurigen Zustande zu seyn. Jezt mahlte sich alles Vergangene ganz anders in seinem Kopfe. Jezt erkannte er den Plan jener Rotte, und seine Einfalt und Unbesonnenheit, welche ihr so leichtes Spiel gemacht hatte. Jezt durchschnitten die kummervollen Briefe seiner guten Mutter über seine Verschwendung, welche bisher immer ziemlich ruhig bey Seite gelegt worden waren, seine Seele. Jezt schlichen in lieblichem Mondlicht die Bilder seiner unschuldigfrohen Jugendjahre vor seine gebeugte Seele:

„Damals — damals — ! — Und jezt — !“ so seufzete er, warf sich gequält auf seinem Lager herum, und mahlte sich, zu seiner eigenen Quaal, seinen ehemaligen Zustand mit den Farben aus, mit welchen ein aus seinem Vaterlande in dürre einsame Wüsten Verwiesener seine Kinderfreuden, im Schoos der Seinigen und des geliebten verlohrnen Landes genossen, verziert.

Um ihn noch weiter zu treiben, kamen noch hierzu die unaufhörlichen sogenannten freundschaftlichen Besuche seiner Gläubiger, welche zu befriedigen er jezt ganz außer Stande war. Verschiedene von diesen, die bey seiner Krankheit um ihre Wechselchen besorgt wurden, nahmen noch überdies jezt einen ziemlich unbescheidenen Ton an. Er fühlte das Niedrige, das Demüthigende und Pressende des Zustandes, sich von offenbar niederträchtigen Menschen so behandeln lassen zu müssen, und zitterte vor Aerger wie vor Fieberfrost. Da er einige dieser Herrn nicht eben säuberlich empfangen hatte, waren diese mit ihren Forderungen zu seinem Principal gegangen, und dieser erschien nun in eigner hoher Person vor Adolfs Bett.

„Junger Mann —

fing Herr F — mit großem Aufheben und affektirter Biederherzigkeit an —

„was haben Sie für Streiche gemacht? „Wissen Sie, daß Sie mein unbegränztes „Zutrauen zu Ihnen auf eine sehr schlech„te Weise gemisbraucht haben? Wissen „Sie, daß ich Ihrem verstorbenen Herrn „Vater und Ihrer guten Mutter verspro„chen habe, Vatersstelle an Ihnen zu ver„treten? Und jezt muß ich solche Dinge „von Ihnen erfahren? Sie haben sich an „ein lüderliches Haus gehangen, haben einen „Theil Ihres Vermögens, haben Ihre Ge„sundheit, haben Ihren guten Ruf zu Grun„de gerichtet" — u. s. w.

Adolf hätte vor Grimm vergehen mögen, da er sich das von einem Manne sagen lassen mußte, den er von ganzem Herzen verachtete, und ihm doch nicht Unrecht geben konnte.

Um das Maas seines Verdrusses voll zu machen, bekam er bald darauf folgendes Billet:

„Sie haben sich seit einiger Zeit ziemlich „sonderbar und, wenn ich es gestehen darf,

„kleinlich gegen mich benommen: dies entbin„det mich aber nicht von meinem Ihnen ehe„mals mit Ueberlegung gegebenen Verspre„chen aufrichtiger Theilnahme an Ihren „Schiksalen. Ich weiß, daß jezt Ihre Ver„hältnisse etwas zerrüttet sind, und biete „Ihnen daher einen Vorschuß von fünf= „bis sechshundert Thalern an, der Sie viel„leicht aus einiger geringen, aber darum nur „desto empfindlichern Verlegenheit reißen „kann. Ich hoffe, Sie werden mich wenig„stens hierin nicht verkennen, sondern mir so„gleich Antwort ertheilen, ob, wann, und „auf welche Weise dies Geld Ihnen über„schikt werden soll. Mehr kann ich Ihnen „jezt nicht anbieten, da auch meine Finanzen „ein wenig in Unordnung gerathen sind."

Frey.

Adolf, der hierin nur eine neue Demüthigung zu entdecken glaubte, war außer sich —

„Muß ich denn vor aller Welt wie ein „Schulknabe dastehen?"

rief er;

„soll ich mich denn von jedem schlechtern „als ich hofmeistern und demüthigen las-

„sey? Nein! und gehe es auch wie es
„wolle!“ —

Er sezte sich sogleich und schrieb mit ziemlich kurzen und fast spitzen Worten seinen Dank für die „Theilnahme an seinen Schiksalen“ und für das „großmüthige Anerbieten“; versicherte aber dabey, seine Verhältnisse wären noch nicht so schlimm, daß er irgend Jemand beschwerlich seyn müßte. Nachdem er ausgelermt und der ganzen Welt, in seiner Thorheit, Troz geboten hatte, kehrte endlich seine Vernunft zurück, und er kam auf den sehr natürlichen Gedanken: um weswillen er sich all die Leiden mache? —

„Um einer Hand voll zweydeutiger oder gar
„schlechter Menschen willen —

antwortete er sich selbst;

„giebt es wohl einen größern Unsinn?“

Er fühlte das Gewicht dieses Gedankens und fuhr auf:

„Nein — lieber willst du deine Freystunden
„mit Holzhacken hinbringen, wenn du nichts
„bessers weißt: als wieder in das vermale-

„beyete Haus gehen, das dich in einen sol„chen Strudel gezogen hat!“ —

Wie viel sein jezt vom Fieber und Aerger durchrüttelter und abgematteter Körper, seine erschöpfte Kasse, sein verlohrner Kredit, seine — in Ansehung Julchens — vollkommen erhörten Wünsche zu diesem Entschluß beygetragen haben mögen, kann ich nicht bestimmen: aber der Entschluß stand fest in seiner Seele, und er freuete sich dessen. Jedoch nun rief auch eine leise Stimme in ihm:

„Aber Julchen —?“ —

Lange wollte er nicht darauf hören, endlich that er's doch. Er war jezt ruhig genug, um auch diesen Umstand in ernsthafte Ueberlegung zu ziehen —

„Entweder ist sie auch ihres gleichen — sagte er;

„oder sie ists nicht, sondern gleichfalls geblen„det, angelokt, verführt. Ist sie ihres „gleichen, so sind, in Beziehung auf mich, „zwey Fälle möglich: sie liebt mich, oder sie „liebt mich nicht. Liebt sie mich — so wird „sie mir darum nur desto gefährlicher, denn

„alsdann würde sie mich nur desto eher in
„ihre saubere sogenannte Familie und in mein
„Verderben zurükführen: ich muß also auch
„sie verlassen! — Liebt sie mich nicht — so ist
„sie eine Heuchlerin, eine Bübin, eine Buh-
„lerin, und verdienet es desto mehr, daß
„ich ihre Bande zerreiße. — Oder sie ist
„nicht ihres gleichen, ist gleichfalls be-
„thört, verführt —

so fuhr er nach einer Pause sanfter fort;

„auch hier bleiben jene zwey Fälle in Bezie-
„hung auf mich. Liebt sie mich — so darf
„ich sie in den Klauen jener Vampyrn
„nicht lassen; ich werde mich dann ihrer an-
„nehmen, sie wird mir folgen und gern fol-
„gen, wird zur Tugend zurükkehren, und ich
„habe beygetragen, einen Menschen zu ret-
„ten! —

Er verweilte noch lange bey diesem Gedan-
ken, der sich ihm in schönem Glanze darstellte;
dann sezte er trauriger hinzu:

„Oder endlich auch sie liebt mich nicht —
„dann kann sie zwar vielleicht in mancher
„Rüksicht brav seyn: aber sie ist doch eine
„Heuchlerin, die in die Plane jener schlech-
„ten Menschen eingeweihet war, und diesen

„gemäß handelte; dann könnte ich auch nicht „leicht etwas zu ihrer Rükkehr beytragen — „denn würde sie mir folgen wollen? — Ich wür„de sie ihrem Schiksal überlassen müssen — —

„Woher kann ich aber gewiß erfahren — fuhr er fort;

„welcher von diesen Fällen bey ihr der wahre „ist? — Hm! giebt nicht das die beste Pro„be für sie ab, ob sie aufrichtig gegen ihre so„genannte Familie ist und zur Ordnung und „Tugend zurükkehren will?

Dieses Raisonnement enthielt nun zwar — wie die Rede jenes Sykophanten zu Abdera — erstens zu viel, zweytens zu wenig, und eben darum drittens nichts: allein man siehet doch daraus, daß Adolfs gutes Gefühl noch nicht ganz abgestumpft, und daß er nicht mehr ganz der ehemalige Neuling in der Welt war; daß ihm aber dessen ungeachtet noch viel fehlte, um klug, und folglich mistrauisch gegen sich selbst zu seyn.

Der folgende Tag fand ihn noch immer jenem ersten Vorsatze, in Ansehung der Familie des Hauptmanns, getreu; gleichwohl erinnerte er sich, schon vormals ähnliche Vorsätze gefaßt und dennoch nicht ausgeführt zu haben —

„Warum war das so?"

fragte er sich. Er fand sehr richtig die nächste Ursache darin, daß er es bey dem allgemein gefaßten Vorsatze hatte bewenden lassen, und sich bey der Anwendung desselben auf die einzelnen Fälle erst mit Fleisch und Blut besprochen hatte.

„Diesmal wollen wir's besser machen". — sagte er. Er berief die Leutchen, welche seine Bedienung besorgten; und befahl ihnen auf das strengste, den Herrn Lieutenant, den sie kannten, weil er oft zu Adolfen gekommen war —, und dann auch einen gewissen ältern Herrn, wenn er vielleicht kommen sollte — er beschrieb ihnen den Hauptmann — unter keinem Vorwand zu ihm zu lassen, sondern beyde nur kurz mit jeder Antwort, die ihnen sogleich einfallen möchte, abzufertigen. Kaum hatte er diesen ersten Schritt zur Vernunft gethan, als er die Freude der Ueberzeugung — du hast recht gethan — empfand. Dies selige Gefühl, das lange aus seiner unruhigen verstörten Seele gewichen war, ergriff ihn mit gewaltiger Rührung. Die Bilder seines Zustandes vor jener unseligen Bekanntschaft, seine frühern unschuldsvollen Jünglingsjahre, die er in Gesellschaft des redlichen Willmers hinbrachte, schweb-

ten noch einmal, wie holde Engelsgestalten, vor seiner Phantasie. Seufzend und innig bewegt warf er sich auf sein Lager —

„Wirst du niemals, niemals wiederkehren,
„ruhige, selige Zeit?"

klagte er. Es war schon spät in der Nacht. Er verfiel in einen unruhigen Schlummer. Da träumte ihm — er kam von einer weiten Reise zurück in sein väterliches Haus. Er trat hinein, alles war öde und still. Er stieg die Treppe hinauf, da fand er einige der alten Dienstboten des Hauses in schwarzen Kleidern, mit verweinten Gesichtern und weißen Tüchern in den Händen. „Was giebts hier?" fragte er sie: aber alle kehrten sich ihn verachtend ab und keiner antwortete. Er öffnete ein Zimmer — Willmer stand da und sagte: „Gieb mir meinen Abschiedsring zurück!" — „Warum?" fragte er zitternd. „Wer das kann, soll von mir kein Andenken an sich tragen" — war Willmers Antwort, wobey er nach der dunkeln Ecke des Zimmers zeigte — „Das ist dein Werk;" sezte Willmer noch hinzu. Jezt sahe Adolf erst hin; da stand ein schwarz behangener Sarg und seine Mutter lag todt darin. „Gerechter Gott —!" rief Adolf aus, und riß in sie und Will-

mern hinein — „Erwache Mutter! drücke mich an dein Herz, Freund: ich bin wieder Euer!“ — Da richtete sich die Todte langsam und feyerlich im Sarge auf — und Adolf erwachte, bebend an allen Gliedern und kalten Todesschweiß auf der Stirn. Er sprang vom Lager auf, und fürchtete sich vor dem Knistern des Sandes unter seinem Fußtritt.

Lange konnte er sich nicht erholen. Es ward Morgen. Als er endlich sein erschrockenes Herz besänftiget hatte, sezte er sich und schrieb an seine Mutter einen Brief voll aufrichtiger inniger Reue über das Vergangene, aber auch voll guter fester Vorsätze für die Zukunft. Hierdurch ward sein Herz vollends erweicht; er fühlte einen Durst, etwas Gutes zu thun, der ihn preßte. Er klingelte seinem Aufwärter, einem alten Markthelfer in der Handlung seines Principals. Der alte ehrliche und gute Mann kam. Adolf redete ihn an:

„Sagte Er mir nicht neulich, daß Sein ältester Sohn so viel Lust und Geschick zum Zeichnen hätte?“

„Ja freylich wohl, lieber Herr R—; aber was hilft ihm beydes? Ohne Anweisung wird

„doch nichts Rechts! Und wie sollte ich,
„bey meiner kleinen Einnahme und einer
„Frau mit fünf Kindern, im Stande seyn,
„ihm diese geben zu lassen?“

„Hole Er mir doch Etwas von Karls bis-
„herigen Arbeiten, und bringe Er den Klei-
„nen mit.“ —

Der Alte that es, und kam mit dem hübschen krauslockigen Knaben. Adolf betrachtete Karls — nach den Verhältnissen sehr hübsche Arbeit, und zog ihn dann an sich:

„Höre Karl — würdest du wohl recht fleißig
„seyn, wenn du Anweisung im Zeichnen be-
„kämest?“

„Was? fleißig seyn?
sagte Karl mit funkelnden Augen;
„Ich wollte mahlen — oh, Tag und
„Nacht —!“

„Nun —
fuhr Adolf zum Vater fort —
„bemühe Er sich um einen geschikten Lehrer
„für Karln; suche Er den besten aus, den
„Er kennen lernt; nehme Er Stunden für
„Karln, so viel der Lehrer selbst für gut
„hält: ich bezahle alles, so lange ich hier
„bin und so lange Karl fleißig ist“ — —

Die Freude des Alten, welche ihm Thränen ablokte, und die Freude des Knaben, welcher auf einem Beine in der Stube umher sprang, und nicht auf des Vaters: „Karl, schikt sich denn das?" hörte, versezte Adolfen in eine süße Rührung. Er ließ die beyden frohen Menschen gehen und sagte dann:

„O das ist doch besser, als was du „bisher für Lebensgenuß hieltest!" —

Sechzehntes Kapitel.

Mattherzige Moral eines Weltmannes *) und Lösegeld.

Den Nachmittag plagte Adolfen sein Fieber; er ertrug es diesmal geduldiger, und folglich

*) Um nicht misverstanden zu werden, merke ich an, daß ich Leute von Welt und Weltleute unterscheide. Der Unterschied ist, meines Erachtens,

leichter, als jemals. Die folgende Nacht ruhete er — seit langer Zeit zum erstenmale wieder sanft, und erwachte früh mit Heiterkeit. Er fing nun an, den Zustand seiner ökonomischen Verhältnisse genau zu untersuchen, und erstaunte, daß sie wirklich so sehr unordentlich waren. Des Abends konnte er sich doch nicht überwinden, daß er nicht gefragt hätte, ob M— oder der alte Herr die verwichne Woche nicht hier gewesen wären?

„Ja wohl —

sagte der alte Aufwärter;

„der Herr Lieutenant ist zweymal da ge„wesen, und der andere Herr, den Sie „mir beschrieben, auch einmal. Ich sagte, „Sie lägen eben im Fieber, oder Sie schlie„fen, und da dürft ich Niemand hinein las„sen. Der ältliche Herr wurde etwas grob, „— ey nun, da war ich eben auch nicht „fein!" —

Adolf lobte ihn und befahl dabey, zu bleiben, wenn sie wieder kommen sollten. Sein

ohngefähr wie — zwischen Leuten, welche der Verhältnisse wegen die gewöhnlichsten Kartenspiele verstehen, und zwischen Spielern von Profession.

Fieber kam übrigens täglich und sehr heftig: aber der Arzt machte ihm Hoffnung es bald los zu werden. Den lezten Tag in der Woche kam Herr F—, Adolfs Principal, wieder —

„Nun, lieber R—

fing er an;

„ich hoffe, Sie sind durch Ihre Krankheit
„auf andere Gesinnungen und Vorsätze ge-
„kommen —!"

Adolfen war der Anblick dieses Mannes, der sich jezt ein noch höheres moralisches Interesse zu geben bemühet war, als neulich — unerträglich.

Moralische Betrachtungen und Ermahnungen haben in dem Munde eines Menschen, welcher sie offenbar selbst schändet, noch mehr zurükstoßendes, als selbst die Geständnisse seiner schlechten Grundsätze. Es war also hier gut, daß die Gemeinsprüchlein des ärmlichen moralisirenden Helden Gemeinsprüchlein, und von den Grundsätzen der wahren reinen Moral so weit entfernet waren. In dem Munde eines solchen Mannes hätten selbst die leztern etwas widerliches für Adolfen haben müssen. Nachdem also Herr F— einiges der Art

ausgekramt hatte, kam er mit der Nachricht, daß Adolfs gute Mutter, auf seinen lezten Brief, sogleich einen reitenden Boten abgeschikt, und ihm — Herrn F—, Auftrag gegeben habe, Adolfs Schulden zu bezahlen und seine Sachen zu reguliren. Aber zum leztenmale — sezte er pathetisch hinzu.

„Und kein Brief von meiner Mutter an „mich?"

fiel Adolf ein;

„Ja so —

war die Antwort;

„Ja, auch ein Brief an Sie! Ich meynte, es würde Ihnen an dem Ersten mehr „gelegen seyn. Da ist der Brief!"

Adolf fühlte das Erniedrigende dieser Aeusserung drückend; der Herr Principal hatte jedoch nichts Beleidigendes sagen wollen. Adolf nahm den Brief, der so wehmüthig, so bittend, so schonend geschrieben war — durchflog ihn, und fühlte, daß Thränen in seine Augen drangen. Aber er preßte sie zurück: er wollte sie ohne solchen Zeugen vergießen.

„Nun, wie sieht's aus um Ihre Finan„zen?"

fing dann Herr F— an.

„Hier —!“

sagte Adolf, und gab ihm die neulich verfertigte Liste seiner Schulden. Der Mann sahe sie durch und schüttelte das weise Haupt. Dann sagte er:

„Schicken Sie alle Ihre Schuldner zu mir!“

„Zu Ihnen? Wie können Sie mir den „Schimpf anthun? Geben Sie mir die „Summe: ich werde schon selbst zahlen!“

„Huy!

sagte jener, und bließ sich durch die Finger; „daß man einem solchen jungen Herrn so „viel Geld in die Hände gäbe —! Nein, „mein Guter; das wird nicht geschehen. „Seyn Sie froh, daß ich die Mühe über „mich nehmen will, Sie mit der feinen Reihe Juden und Christen auseinander zu „setzen!“

Adolf suchte auch das zu verschmerzen; er sagte:

„Wie Sie es wünschen; es ist wahr, ich „habe auch diese Demüthigung verdient!“ —

„Und nun, lieber R—

fuhr der Principal fort;

„seyn Sie in Zukunft klug! Ich denke, Sie „haben Lehrgeld genug gegeben. Ich mey-

„ne es gut mit Ihnen: würde ich mich
„sonst, bey meinen vielen wichtigen Geschäf-
„ten, mit Ihren Sachen befassen? Seyn
„Sie klug; ich rathe Ihnen als Freund.
„Ich verlange ja gar nicht, daß ein junger
„Mann sich zum Einsiedler machen, und —
sezte er lächelnd hinzu —
„hingehen, das Seine verkaufen
„und es den Armen geben soll, da-
„mit er einen Schatz im Himmel
„hätte: nein, nein; ein junger Mann
„muß seine Jugend genießen, muß dersel-
„ben froh werden: aber nur mit Maaße,
„lieber R—, nur mit Maaße — Das ist
„mein Grundsatz!"

„Ach —
sagte Adolf verdrüßlich;
„ich kenne schon die Sprüchlein, die jeder
„im Munde führt, wenige vielleicht verste-
„hen, und noch wenigere wirklich anwen-
„den" — —

„Wenige verstehen? Das find' ich etwas
„sonderbar, mit Ihrer Erlaubnis! Verste-
„hen Sie denn nicht, was das heißt —
„Maas halten?

„Nein!“ —
antwortete Adolf noch verdrüßlicher.

„Nun das ist lustig“ —

„Vielleicht nicht so sehr, als es Ihnen „scheint“ —

„Maas halten, heißt doch wohl: weder zu „viel noch zu wenig thun?“

„Gut! und wer bezeichnet mir denn alle- „zeit die Mittellinie zwischen zu viel und „zu wenig?“

„Das muß ich gestehen —
fuhr Herr F— mit einiger Verlegenheit fort; „das muß ich gestehen, daß — daß das „drollig genug gefragt heißt! Sie scheinen „Grundsätze eingesogen zu haben, die“ — —

„Nicht die Ihrigen sind: darum sollten „Sie mich auch nicht nach diesen beurthei- „len.“

Herr F— hatte sich indessen ein wenig ge- sammlet; er fuhr fort:

„Ich glaube, daß Ihre Frage nur ein pha- „risäisches Meister was ist das? ist“ —

„Glauben Sie das ja nicht“ —

„Sie wollen also die Ideen, die sie vor- „bringen, im Ernst widerlegt haben?“ —

„O wahrlich, das wünsch' ich!“ — —

„Nun so muß ich Ihnen mein Erstaunen „zu erkennen geben, daß Sie nicht wissen, „daß jedes Ding anfängt zu viel zu „werden, wenn es böse und unmoralisch „wird!“ —

„Und das zu wenig?“

sagte Adolf lächelnd;

„Das — ? Nun, das auch! — Aber las„sen Sie uns erst von jenem sprechen!“ —

„Gut! Also jeder Genuß des Lebens wird „unmäßig, wenn er anfängt böse und un„moralisch zu werden! Nun haben Sie die „Güte mir zu sagen, wo der Punkt ist, „von welchem aus er anfängt dies zu „werden: dann wollen wir sogleich den „Schluß ziehen“ — —

„Ey nun — offenbar da, wo er die „Schranken überschreitet!“ —

„Das heißt ohne Bild: wo er zu viel „wird — da sind wir wieder beym An„fange!“ —

„Nun denn — wo er von den Gesetzen „der Natur abweicht!“

„Wer kennet denn die Gesetze der Natur „genug, um im Einzelnen ihnen überall „sicher folgen zu können? Die gütige Na-

„tur giebt Kräfte; wo Kräfte zu Etwas „sind, da ist Wille dazu — hierdurch er„klärt sie ihr Gesetz: Benutze diese Kräfte, „folge diesem Willen!“ —

„Das ist ja auch mein Grundsatz: aber nur „mit Maas!“

„Wir haben ja noch kein Maas! Bis wir „ein anderes gefunden haben, werden wir „uns mit dem Maaße der Natur selbst be„gnügen müssen: benutze deine Kräfte, so „weit sie ausreichen! folge deinem Willen, „so lange er dein Wille ist!“ —

Herr F— schwieg ein Weilchen und schüttelte mit dem Kopfe. Dann sagte er:

„Ich weiß gar nicht wie Sie mir vorkom„men —! Nun — ich will diesen Grundsatz „einstweilen übergehen“ — —

Man siehet, der Mann hatte viel mit „Grundsätzen“ zu thun —

„aber nicht etwa als ließe er sich nicht verthei„digen! Hören Sie einen andern, welcher „die Sache sogleich entscheidet, und in An„sehung dessen ich erstaune, daß Sie nicht „darauf kommen“ —

Er selbst war seit einer Minute darauf gekommen —

„Gut — das ist weltbekannt — gut ist eine „Sache, welche, und so lange Sie Nutzen „schafft, Glükseligkeit befördert; bös und „unmoralisch ist die, welche Schaden bringt, „Glükseligkeit hindert. *)

„Was nennen Sie nun Glückseligkeit?"

„O Herr — das ist einmal wieder eine Fra„ge, bey der ich nicht weiß, ob sie im Scherz „oder Ernst gemeynet ist" —

„Im Ernst, o wahrlich, im vollesten „Ernst!"

„Sie werden mich verdrüßlich machen — „Weiß das nicht jedes Kind: ich genieße „Glükseligkeit, wenn mirs wohl ist?"

„Ich sollte allerdings noch weiter fragen: „aber ich will sie nicht „verdrüßlich machen!" „Haben Sie also nur noch die Güte, mir „zu sagen, ob Ihnen denn bey jeder That, „welche Sie „nach Ihren Grundsätzen" für „gut erklären — wohl; bey jeder, welche Sie

---

*) Meine, meine Glükseligkeit, oder vielmehr mein Glück, meinen Vortheil — hätte er sagen sollen: denn so fühlte er's mit Millionen seines Gleichen! —

„für bös und unmoralisch erklären — nicht
„wohl war?" —

„Allerdings!"

„Und gleichwohl" — —

„Ja, Sie müssen mich nur recht verste-
„hen —

fiel Herr F — schnell und von neuem etwas verlegen ein;

„Ich meyne hier nicht blos körperliches
„Vergnügen, sondern auch Selbstzufrieden-
„heit, Heiterkeit, Seelenfreude" —

„Und dennoch ist wohl noch eine große
„Frage: ob dieser Unterschied etwas We-
„sentliches zum Grunde hat, oder nur ein-
„gebildet ist" —

„Wie?"

„Ist es nicht außer allem Zweifel, daß
„sich keine Empfindung der Seele denken
„läßt, ohne einige — wenn auch geheime
„Theilnahme des Körpers?"

„Nun? wenn nun auch das wäre? Ich
„denke, ich habe so etwas beym großen
„Voltaire gelesen" —

„Nun meyn' ich ist ja immer noch die
„Frage, ob ich recht habe, wenn ich spre-
„che: Indem in meiner Seele gewisse an-

„genehme Veränderungen vorgehen, wird „auch mein Blut sanfter und leichter durch „die Adern getrieben, werden auch meine „Nerven angenehm gereizt u. s. w; oder „wenn ich spreche: Indem mein Körper „angenehm gereizt wird, nimmt auch mei„ne Seele Antheil?" —

„Mein lieber R —
fiel Herr F — lächelnd ein;
„Sie sprechen hier — für mich wenigstens „— so dunkel, wie die Apokalypse, oder wie „ein deutscher Philosoph! Das sind für mich „neue Zungen!" —

„Es ist auch nichts daran gelegen — fuhr Adolf verdrüßlich fort; wahrscheinlich würde er aber, wenn er diesen seinen Satz gründlich hätte aus einander setzen sollen, eben so bestanden haben, als sein Herr Principal mit seinen „Grundsätzen" —
„Es ist daran nichts gelegen: erlauben Sie „mir ein anderes Wort! Sie behaupten, „auf jede gute That haben Sie — wenig„stens „Seelenfreude" empfunden — und „umgekehrt bey entgegengesezten Handlun„gen" —

„Allerdings war das mein Grundsatz!
„Nun?“

„Vergeben Sie mir meine Freymüthig-
„keit! — Sie hatten einen alten treuen
„Buchhalter; vor einiger Zeit etablirte
„er eine eigene kleine Handlung; zum Lohn
„seiner vieljährigen treuen Dienste unter-
„stüzten Sie ihn anfänglich ein wenig;
„jezt that seine Handlung Ihren Geschäften
„einigen kleinen Abbruch: und Sie wa-
„ren einige Tage äußerst misvergnügt
„darüber, daß Sie ihn anfänglich unter-
„stüzt hatten: — also war diese That bös,
„unmoralisch?“ —

„Ey — bewahre Gott —

antwortete Herr F — sehr verlegen;

„es ist hier — ein Misverstand! wirklich
„ein Misverstand! Denn — was ich sa-
„gen wollte — ja! sehen Sie — ich war
„misvergnügt — nicht eigentlich um jener
„That willen: sondern über den Misbrauch
„meiner Güte!“

„Der Mann hat Ihre Güte nicht gemis-
„braucht, wie Sie sehr gut wissen; es
„mußte Sich dieser kleine Abbruch von
„selbst machen: auch sagten Sie mehrmals

„selbst, Sie bereueten, ihn unterstüzt zu
„haben!“

„Nun — wenn auch dieser einzelne
„Fall“ —

„Und tausend andere —! Doch ich
„fürchte Sie zu beleidigen! Erlauben Sie
„mir nur noch ein Wort vom Gegentheil!
„Befinden Sie sich nicht wohl bey gewis-
„sen Dingen, welche Ihre „Grundsäze“
„unmoralisch nennen müssen: warum —
„vergeben Sie mir meine Freymüthigkeit
„— warum dulden Sie denn in Ihrem
„Hause, warum nehmen Sie selbst Theil
„an“ — —

„Junger Mann — darüber kann ich mit
„Ihnen nicht streiten; das verstehen Sie
„nicht! Sie wissen nicht ein Wort von
„gewissen Verhältnissen, denen man
„sich, gewisser Umstände wegen,
„nicht entziehen kann, auch wenn man sie
„misbilliget“ —

„Ha —
fuhr Adolf auf;
„und gesezt nun, mich hätte Leidenschaft
„zu dem nehmlichen geführt, wozu Ande-
„re durch miserable „Verhältnisse“ und

„„Umstände“ sich leiten lassen: muß ich „nicht im Vergleich mit diesen Personen „— besonders wenn sie darin „ihren „Grundsätzen“ zuwider handeln, was bey „mir nicht so ganz ist — rein da stehen? „rein, wie Schnee?“ —

Lächelnd antwortete der Herr:

„Richtig — wie Schnee! Ein Sonnen„blick — ein Windstoß: — dort liegt „der reine Schnee und wird Koth! — „Nein, mein guter R—; Ihr Kopf ist „vom Fieber geschwächt! Ich will mit „Ihnen nicht weiter streiten: aber das „sage ich Ihnen — wenn Sie diesen Ih„ren Grundsätzen folgen, so rennen Sie „in Ihr Verderben“ —

„Darin können Sie recht haben — antwortete Adolf gemäßigter; „aber zu Ihrer Beruhigung sage ich Ih„nen: ich will Ihnen nicht folgen; ich „will es nicht, weil ich's nicht will!“ —

Herr F — wurde hier abgerufen. Er schien ziemlich froh darüber zu seyn und eilte hinweg.

Es würde Beleidigung für meine Leser seyn, wenn ich einen Augenblick glauben wollte, Adolfs

hier ausgekramte Floskeln, (so recht er auch bey seiner lezten Deklamation gegen des Herrn F — „Umstände" und „Verhältnisse" hatte) Floskeln, welche er meistens dem Umgange mit Frey'n verdankte — könnten ihnen, bey der Flachheit und Plattheit, mit welcher sie vorgebracht werden — im geringsten anstößig oder gefährlich seyn. Ich habe die ganze schlechterbauliche Unterhaltung hergesezt, um zu zeigen, wie bedauernswerth Adolf war, daß er keinen Menschen anderer Art zu seinem vertrauten Umgange hatte; daß jezt bey ihm eine Zeit war, wo sein Herz besser war als seine Grundsätze — wie es eine gegeben hatte, wo seine Grundsätze besser waren, als sein Herz; — und endlich — damit man in der Folge nicht nur siehet, **was folgt**, sondern auch **warum** es folgt.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Adolf hatte nun ohngefähr vierzehn Tage, gequält vom Fieber, in seiner Einsamkeit hingebracht. Die Krankheit fing an ihre Kraft zu verlieren. Eben hatte er doch noch einige Stunden mit ihr gekämpft, und ruhete halb angekleidet und sehr ermattet auf seinem Lager. Gedankenlos, seufzend und wehmüthig lag er da und sahe die kalte leere Wand an. Da öffnete sich leise die Thür seines Wohnzimmers; noch leiser schlich Eins auf den Fußspitzen seinem Schlafzimmer zu. Adolf, der Niemand als seinen alten Aufwärter vermuthete, kehrte sich, in seiner Mattigkeit und Trauer, nicht einmal um. Da er aber Niemand zurükgehen hörte, blikte er doch endlich herum und sahe eine kleine unbekannte männliche Gestalt, in den Mantel gehüllt, den großen militairischen Hut tief ins Gesicht gedrückt — welche mit funkelnden schwarzen Augen auf dies Umblicken zu lauren schien.

Die Gestalt stand in der Thür des Schlafzimmers, an die Pfoste gelehnt. Adolf staunte, richtete sich halb auf und konnte seinen Augen nicht trauen.

„Wie? was?" —
rief er halberschrocken.

„Ja, Adolf — lieber guter Adolf: ich
„bins! Still! still, daß wir nicht verra-
„then werden!" —
So rief — Julchen, und warf in dem Augenblicke Hut und Mantel zurück. Ihr schwarzes vorher hinaufgeschlagenes Haar rollte in großen Wellen herab; sie stand wirklich reizend da, in der netten preusischen Uniform.
„Sieh, zu was für Kniffen man seine Zu-
„flucht nehmen muß, um dich zu sehen" —
sezte sie hinzu. Adolf wollte aufspringen, sie eilte herzu:
„Bleib, bleib, Liebchen! Siehst du — ich
„werde böse, wenn du dich von der Stelle
„rührst! — Wart', ich werde dir das Kis-
„sen recht hoch machen — so! Nun leg'
„dich wieder! so liegst du allerliebst! — Sieh,
„nun setze ich mich hierher zu dir, und da
„wollen wir eins plaudern!" —

„Liebe Julie —

sagte Adolf, indem er sich zu sammlen suchte;

„ich bin über deine Erscheinung erschrocken,
„als wenn mich dein Geist besucht hätte“ —

„Nun Du nimmst es doch nicht übel, daß
„der Geist Fleisch und Bein hat?“ —

„Und Dein zärtliches, freundschaftliches,
„zuvorkommendes Betragen! — Ich glaub=
„te Vorwürfe von Dir hören zu müssen!“

„Vorwürfe? Glaubtest Du das wirk=
„lich?“ —

„Daß ich Dir in vierzehn Tagen keine
„Nachricht von mir gegeben und sogar —
„laß mich aufrichtig seyn — sogar verhin=
„dert hatte, Nachricht von Dir zu bekom=
„men!“ —

„Höre, mein geliebter Freund —

sagte Julchen mit einem schnellen Uebergange zu sehr interessantem Ernst —

„Von mir hast du nie — nie Vorwürfe zu
„fürchten! Du hast jenes verhindert — es
„that mir wehe: aber von anderer Seite —
„— Doch davon vielleicht hernach! Ich
„glaubte und glaube noch jezt, du hattest dazu
„deine guten Ursachen: mehr ergrübeln zu

„wollen und mir Kummer zu machen, hüt'
„ich mich. Du liebst mich ja noch" — —
sezte sie sehr sanft hinzu;

„Ach Julie" —

seufzte Adolf, und sahe starr in ihre Hand, die er hielt. Julie fuhr leise und schwermüthig fort:

„Wäre das auch einmal nicht mehr so; so
„solltest du dennoch keine Vorwürfe hören:
„was würden sie mir denn helfen?"

„Julie, so hab' ich dich noch nie gesehen und
„gehört. Das hätte ich — —

„Schande, Schande —

fiel Julie lebhaft ein;

„daß auch mein Adolf glaubt, ich tändle und
„schökere nur! O glaube mir, guter Freund,
„manches Weib tändelt und schökert, weil
„die Männer an ihm nur die Puppe haben
„wollen, indeß ihr Herz blutet, daß sie es
„so haben wollen!" —

„Wahrlich, das Mädchen spricht wahr und
„edel" —

sagte Adolf zu sich, und nahm sich vor, durchaus seinem Vorhaben näher zu kommen. Er fing nach einer Pause an:

„Wie geht's deinen Verwandten, meine „gute Julie?" —

Das Mädchen sahe ihm bey dieser abspringenden Frage eine Minute — erst befremdet, dann sehr ernsthaft und scharf in die Augen. Sie sagte:

„Adolf — ich weiß nicht, ob du durch diese „Frage mir einen neuen Beweis zu meiner „vorigen Behauptung geben und damit einem „Gespräch zuvorkommen willst, das dir zu „ernsthaft wird — Gut, so will ich dir ein „Histörchen erzählen — ein allerliebstes Hi„störchen" —

„Nein, Julie, verkenne mich nicht — fiel Adolf mit Lebhaftigkeit ein;

„ich wollte mit meiner Frage vielmehr ein „solches Gespräch einleiten!"

Sie sahe ihm immer mit gleicher Forschung ins Gesicht:

„Und von jenen Leuten sollte es handeln?"

„Ja!" — —

„Nun so sey es denn — jezt oder nie!" sagte Julie gefaßt. Adolf wurde gespannter:

„Was — jezt oder nie?"

„Ich komme zu dir auf ihre Veranstaltung „— ich soll dich in ihre Stricke zurükführen,

„aber ich komme, um dich vor diesen abscheuli„chen Menschen zu warnen" —

„So sprichst du von deinen Verwandten?"

„O ich bitte dich, nenne sie nicht mehr so! „— Meine Verwandten — ach, denen ist „wohl: sie liegen und schlafen in der Erde! „Ich bin ein armes — bettelarmes, gemei„nes Mädchen: aber es ist Erniedrigung für „mich, jene Menschen so nennen zu hö„ren" —

„Julie! — Wer sind sie denn?"

„Gesindel, das sich zusammen gefunden „haben mag — Gott weiß, wie? Mich ha„ben sie in ihre Klauen gelokt, haben mich „gekirret, wie Dich" — —

„Ha, was ich ahndete!" —

„Habe Dank, mein geliebter Freund, daß „du es geahndet hast! — Höre meine Ge„schichte, so aufrichtig, so wahr, als wenn „ich auf dies Geständnis sterben sollte! Stoß „mich dann von dir, entziehe mir deine Liebe, „thue alles, was du willst — nur schenke „mir dein Mitleid!"

„Erzähle! Erzähle! —

„Nun so höre!" —

Achtzehntes Kapitel.

Julchens Geschichte.

Ich bin meiner Aeltern einzige Tochter. Sie hatten einen kleinen Edelhof in der Gegend von G — in Sachsen von dem alten Grafen U.— gepachtet. Meine Mutter habe ich nicht gekannt. Sie starb in den ersten Jahren meines Lebens. Meine Aeltern waren wohlhabend gewesen: aber das Unglück des siebenjährigen Krieges und der dreyjährigen Theuerung in Sachsen; späterhin Wetterschaden, andere Unglüksfälle, und die Härte des alten Grafen, welcher ihnen ihren Verlust durch keinen Pachterlaß erleichterte — dies zusammen genommen hatte sie so herunter gebracht, daß sie fast alle ihre Habe zusetzen mußten, und doch noch dabey in Schulden versanken. Mitten unter diesen Leidenstagen wurde ich gebohren. Meine Aeltern thaten alles nur mögliche, um ihren Vermögensumständen aufzuhelfen: aber — ach, wie langsam und beschwerlich war jeder kleine Schritt

hierzu! Der Kummer und die übermäßige Arbeit brachten meine Mutter ins Grab; und wenn wir auch in der Folge nicht mehr von besondern Unglüksfällen gedrükt wurden, so fehlte meinem Vater doch die gute, emsige, sorgsame Hausmutter überall. Er brachte es daher in zwölf sauern Jahren kaum dahin, daß er schuldenfrey wurde. „Nun;" sagte er eines Abends sehr froh zu mir — ich war damals etwa vierzehn Jahr alt; — „nun, liebes Kind, wollen wir wieder mit frohem Muthe arbeiten, denn heute habe ich den lezten Rest meiner Schulden abgetragen; nun arbeiten wir wieder für uns!" — — Doch vergieb mir, lieber Adolf, ich werde zu weitläuftig — —

„Nein, nein, meine Julie —

antwortete Adolf;

„erzähle alles — alles! Du siehest selbst,
„wie meine Erwartung gespannet ist" — —

Julie fuhr fort, indem sie Adolfen das Kopfkissen zurecht rükte und sich näher an ihn sezte. Ich war bis dahin fast ohne alle Aufsicht aufgewachsen — ein rohes, wildes, sich selbst überlassenes Naturkind. Der wenige und meistens elende Unterricht, den mir der Pfarrer unsers Dörfchens ertheilte, und die

Angelegenheiten unserer Wirthschaft — an deren Verwaltung ich aber niemals Geschmack gefunden hatte — waren alles, was ich allenfalls verstand. Stets heiter und unbesorgt hatte ich meine bisherigen Mädchenjahre durchhüpft, durchsungen, durchlacht. Da starb der alte Graf, und sein Neffe — ein junger Herr von einigen zwanzig Jahren, der bisher immer in der Residenz gelebt hatte — wurde sein Erbe.

Dieser junge Herr kam zum erstenmale zu uns, als er sich huldigen ließ. Man hatte ein ländliches Fest veranstaltet. Wir jungen Mädchen mußten den Graf einholen; ich sollte den Zug anführen und ihm einen Blumenkranz überreichen. Ich that mir auf diesen Vorzug vor meinen Bekannten nicht wenig zu gute, und zog unbefangen, fröhlich, und nach Möglichkeit geschmükt an ihrer Spizze den Wagen der Gäste entgegen. Jezt kamen sie. Der junge Graf wurde uns aus einiger Entfernung gewahr, ließ halten, stieg aus, und kam auf mich zu. Ich bemerkte es jezt noch kaum, daß er ein schlanker, lebhafter, schöner junger Mann war. Lächelnd nahm er meinen Kranz, hörte meine kleine

mir vorgeschriebene Rede freundlich an, blikte mir mit Wohlgefallen in die Augen, dankte dann dem ganzen Chor meiner Gespielinnen, und küßte mich in ihrer aller Namen. Die ganze Feyerlichkeit hatte mich mit einer so sonderbaren Rührung überrascht; dies war auch der erste Kuß, den ein junger Mann in etwas interessanter Beziehung auf meine Wange drükte; — ich ward beschämt und gerieth in eine mir ganz neue Verwirrung.

Adolfs Wangen fingen hier an zu glühen und seine Augen blizten; Julie ließ sich nicht unterbrechen, sondern erzählte weiter:

Dieser Eindruck war aber — wie jeder, der damals auf mich gemacht wurde — nur von sehr kurzer Dauer. Kaum war ich wieder nach Hause, so verlohr sich alles in meine gewohnte Lustigkeit. Mit ganzer Seele präsidirte ich bey dem kleinen fröhlichen Gastmahle, das der neue Herr uns jungen Leuten gab. Als er aber nach aufgehobener Tafel mit seinen Gästen und mit Musik zu uns herunter kam und uns zum Tanz aufforderte; als ich bemerkte, daß seine Augen unter den vielen Mädchen Eine suchten; als er dann mich, die sich schüchtern zurükgezogen hatte, entdekte, mir seine Hand bot und mit mir den

kleinen ländlichen Ball eröffnete; als er mir beym Antreten zur Menuet zuflüsterte: „Nimmermehr hätt' ich gedacht, daß in diesem alten Schlosse so ein kleiner Engel verstekt wäre:" — da kehrte meine Verwirrung zurück und lößte sich nur spät in der allgemeinen Fröhlichkeit auf.

Spät in der Nacht und vom Tanze sehr ermüdet legte ich mich nieder, aber ich schlief nicht: doch wurde mir die Zeit nicht lang, und der Stundenwächter schien mir alle zehn Minuten abzurufen. Des Morgens hörte ich kaum, daß mein Vater erwacht sey, als ich — froh, nur Jemand zu haben, mit dem ich plaudern könnte — zu ihm ging. Ich war noch immer voll Freude über das gestrige Fest. In meiner Unbefangenheit kam ich bald auf den jungen Grafen, und war voll seines Lobes.

Adolf machte eine unruhige Wendung auf seinem Lager. Julie, welche sie sehr gut bemerkte, fuhr fort:

Ich glaube, eben diese Unbefangenheit, eben dieses Vertrauen gegen den Vater, ja sogar dies Andrängen mit dem kleinen Geheimnisse an ihn — ist Beweis genug für die Unschuld meiner Gesinnungen! Gewiß können Ael-

tern wegen ihrer Tochter noch ruhig schlafen, so lange sie sie zu Vertrauten ihrer Empfindungen macht! — Adolf gab das zu, und forderte zur Fortsetzung der Erzählung auf. Sie erfolgte:

Mein Vater — ein zwar gemeiner, aber kluger Mann — ließ mich ganz ausschwatzen, und hielt mir dann zum erstenmale eine wohlgemeynte warnungsvolle Rede, wie sie ein vernünftiger und gutdenkender Vater an ein rasches unerfahrnes funfzehnjähriges Mädchen halten muß. Ich stuzte, gab ihm Recht, versprach seinen Regeln nachzukommen, und versprach es vom Herzen: denn so angenehm die Veränderungen in meinem Gemüthe, welche der Graf hervorgebracht hatte, auch gewesen waren, so waren sie doch zu schnell, und — wie bey Temperamenten meiner Art immer — zu leicht, als daß ich nicht das volle Gewicht der Ermahnungen meines Vaters hätte fühlen sollen. Besonders wurde ich erschrekt durch diese Bemerkung desselben — daß der junge Graf als ein sehr unordentlicher, verschwenderischer und ausschweifender Mann bekannt sey. So? rief ich aus; „und er kann sich so fromm und unschuldig stellen? Nu nu, er mag mir nur wieder zu nahe kommen —!“ — Ich ging in meine Küche,

machte mir allerley zu schaffen, und wenn ich auch mit unter das Köpfchen ein wenig hing, so war doch in einigen Stunden alles vorbey. Ich war dann wieder ziemlich so froh, als gewöhnlich, und der Herr Graf war mir fremd.

Die Gäste reiseten den andern Tag ab, aber der Graf wollte die Frühlingsmonate bey uns genießen. Die schönen Gegenden sollten ihm die Langweile vertreiben und die Einsamkeit angenehm machen — sagte er; aber ich sollte diese Würkung auf ihn machen — dachte er. Er verfolgte mich überall, wo er mich allein traf, mit Zärtlichkeiten, Tändeleyen und Versprechungen — ich schäkerte darüber; er predigte mir leichtsinnige Grundsätze — ich verabscheuete sie. Da aber beydes so oft und so angenehm vorgebracht wurde: so fing ich leider endlich doch an darauf zu hören. Nun gab er mir Anleitung, meinen guten Vater zu hintergehen, und machte mir heimlich Geschenke; ich widerstand auch hier eine Zeitlang, aber endlich gab ich dem ewigen in mich dringen zuweilen nach. Jezt gab er mir leichtsinnige, reizende und verführerische Bücher, schaffte mir Gelegenheit, sie heimlich zu lesen, lokte unter den listigsten Vorwänden mich an einsame Oertchen — ach, laß mich kurz seyn,

lieber Adolf: er raubte mir durch tausend Verrätherereyen meine Ruhe, aber mein noch immer nicht ganz verdorbenes Herz und die Wachsamkeit meines Vaters erhielten mir doch meine Unschuld. Am Ende mochte dem — andere Damen gewohnten Herrn das ewige vergebliche Kämpfen um die Erfüllung seiner Wünsche, vielleicht auch die reinere Zärtlichkeit, die ich wirklich für ihn gefaßt hatte, langweilig werden: er zog mitten im Sommer nach der Stadt zurück. —

Adolf holte hier tief und freudig Athem, wie Einer, der nach einem ängstenden schreklichen Traume erwacht, und sich gerettet siehet.

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung von Juliens Erzählung.

Nicht lange darauf — fuhr Julie nach einigen kleinen Zwischenreden in ihrer Erzählung fort — hatte mein Vater das Unglück, sich durch einen Fall vom Pferde die Brust zu verletzen. Er

warf Blut aus und verfiel in eine schnelle Verzehrung. Diese Krankheit, welche über ein halbes Jahr dauerte, zwang uns — nicht nur das Wenige, was wir erübrigt hatten, zuzusetzen, sondern auch manches, was wir von einigem Werth besaßen, zu verkaufen. Dies that ich auch mit den Geschenken des Grafen, und verwendete heimlich das Geld, das ich daraus lößte, auf die Verpflegung meines leidenden Vaters und auf die Erhaltung unsrer jezt schlecht besorgten Wirthschaft. Im Anfange des folgenden Frühlings starb er; und ich war nun von allen verlassen, arm, hülflos, unstät, allein, und einsam auf der ganzen weiten Welt. Adolf — lieber Adolf: was das sagen will, wirst Du dir schwerlich denken können, denn Du hast es wahrscheinlich noch nie empfunden — —

„Ich nicht empfunden? Ach gutes Mädchen —!“

seufzete Adolf.

Nun so kannst Du dich in meine damalige traurige Lage versetzen — fuhr Julie fort. Ich meldete unter tausend Thränen dem Grafen meines Vaters Tod, und er schikte seinen bisherigen Kammerdiener — dem er auch hernach die Pachtung übergab — um die Besorgung der

Wirthschaft bis zu seiner Ankunft zu überneh- men. Dieser nicht mehr junge Mann, dem man den schlauen, erfahrnen, niederträchtigen, zu allem, wobey etwas zu gewinnen war, fähigen Bösewicht sogleich ansahe — revidirte meines Vaters Sachen, fand zwar alles in Ordnung: aber der lezte halbjährige Pacht war noch nicht bezahlt, und ich hatte nicht funfzig Thaler im Vermögen, da ich doch fünfhundert entrichten sollte. Der Mann schüttelte erst bedenklich den Kopf, zukte dann mit den Achseln, lächelte mich auf gewisse erniedrigende Art an, und wieß mich mit solcher Miene an die Gnade seines Herrn. Ich war in Todesangst, weinte Tag und Nacht: aber meine Thränen verbesserten meine Lage nicht. Jezt kam der Graf — —

„Ach Gott —!" seufzete Adolf — —.

Den Abend vor seiner Ankunft war ich ausser mir, hatte nirgends Ruhe, und schlich endlich, mit meinem Kummer belastet, auf den an unser Wohnhaus stoßenden Gottesacker zum Grabe meines Vaters. Das Schauerliche der Nacht, die um mich herrschende Todesstille, die wundersamen Gestalten, in welchen die Leichensteine, vom Monde beleuchtet, um mich herstanden, das feyerliche Rauschen der alten Lin-

den, in denen die Abendlüfte sanft spielten, meine von Furcht aufgescheuchte Phantasie — alles dies spannte meine Empfindungen auf das höchste. Ich sezte mich zitternd auf das grüne Grab meines Vaters, und meine Thränen strömten herab.

„Ach Vater, Vater —

sagte ich;

„du hast mich verlassen — Du Einziger, der
„sich meiner annahm; du Einziger, der
„meine Unschuld beschüzte! — Was soll
„nun aus mir werden, wenn Er — Er
„kömmt? — Ich verschuldet an ihn, ohne
„Mittel, ihn zu befriedigen: und Er — —
„Ach Vater, hole mich zu dir! Ich weiß
„keine Rettung für mich; in mir und aus-
„ser mir keine Rettung! Hole mich zu dir,
„mein Vater; siehe, hier bin ich — ich
„von allen Verlassene!" —

„Von allen — allen verlassen? —

fuhr ich nach einigen still verweinten Minuten fort, indem ein Strahl von Trost und Muth mir durch die Seele blizte —

„Nein — noch ist der Schuzgeist der Un-
„schuld nicht von mir gewichen" —

Ich stand begeistert auf —

„Und er soll auch nicht von mir weichen! „Alles, was ich habe, will ich dem furchtba„ren gefährlichen Manne geben, es wird „ja seine Schuldforderung einigermaßen be„friedigen! und dann will ich als eine Bett„lerin, aber unschuldig, nach der Stadt „gehen, und ehrliche Bürger um einen Dienst „ansprechen! Du, Gott, wirst helfen! Und „sterb' ich auch vor Kummer, Gram und „Noth: so werd' ich doch ruhig und lä„chelnd sterben, wie du, mein Vater —!" —

Ich ging muthig zurück, sezte mich in dieser Nacht noch hin und verschrieb dem Grafen alles, was im Hause mein oder vordem meines Vaters war, als Bezahlung seiner Schuld; fühlte mich groß und stolz, als ich das Blatt noch einmal übersahe, und dankte dem Himmel, der mir diese Standhaftigkeit verliehen hatte. Ja ich freute mich, in dem Rausche meiner Begeisterung, des Unglüks, in das mich meine Treue gegen die Tugend stürzen würde. Gegen Morgen schlief ich noch einige Stunden unter beglückenden erhabenen Träumen.

Als ich nun aber erwachte — da war die Stunde der schönen Begeisterung vorbey. Ach

Adolf — daß in unserm Geiste so alles fluthet und vorbey rauscht! alles wechselt und verfliegt! Ach, daß wir so selten am Morgen sind, was wir am Abend waren! so selten am Abend, was wir am Morgen seyn wollten —!

„Beym gerechten Gott — ein wahres, ein „schreklich wahres Wort!"

rief Adolf innig bewegt. Julie schauderte heimlich zusammen, und sezte dann etwas leiser hinzu:

Ich erfuhr es, wie wahr das ist! Ich blieb zwar meinem Vorsatze noch getreu: aber ich schauderte doch vor der Flucht ins Elend, die mir bevorstand. Zitternd und bebend hörte ich nach einigen Stunden den Wagen des Grafen in den Hof fahren, und eilte von dem Fenster hinweg in den entferntesten Winkel meiner Stube.

Zwanzigstes Kapitel.

Zweyte Fortsetzung von Juliens Erzählung.

Adolf war so gespannt, daß er es nicht wagte, Julien zu unterbrechen, sondern nur ängstlich ihre Hand an sein Herz drükte. Sie sprach weiter —

Der Graf kam bald zu mir. Er war nicht zudringlich, sondern nur freundlich; redete mir Trost und Muth ein über den Tod meines Vaters, versprach für mich alles zu thun, was in seinen Kräften stünde und wozu ich ihm Gelegenheit geben würde, u. s. w. Ich wollte einigemal auf meines Vaters Schuld kommen: aber er leitete das Gespräch ab.

Endlich entschloß ich mich, ging zum Schranke, holte meine Verschreibung und überreichte sie ihm zitternd, indem ich sagte:

„Es ist alles, was ich habe: aber ich gebe „es redlich und gern!" —

Der Graf durchflog das Blatt, schien betroffen und überrascht, blikte mir dann fest in

die Augen, quittirte mir meine gänzliche Bezahlung, übergab mir die Quittung, und — zerriß meine Verschreibung.

„Ich drücke keinen Menschen, und dich,
„liebes braves Mädchen, sollte ich drücken?
„Das sey fern von mir" —

sagte er. Doch laß mich, guter Adolf, über diese Zeit hinwegeilen. Durch Großmuth besiegte er mein Herz; durch die feinsten Lockungen und Reize, und durch die verworfensten Bübereyen des Kammerdieners — meine Sinne. Er zog erst zu Anfange des Winters wieder in die Stadt und nahm mich mit sich. Hier betäubten mich die vorher nie gekannten Zerstreuungen und Vergnügungen; durch die Freygebigkeit des Grafen befand ich mich im Stande, vielen Aufwand zu machen —; ach, daß ich es gestehen muß: ich genoß all das glänzende, von Thörinnen beneidete, von Rechtschaffenen verabscheuete Elend, erklärte Geliebte eines vornehmen und sehr reichen Mannes zu seyn.

Da der Graf in Gesellschaften seines Standes mich nicht bringen, und mir dennoch Umgang, besonders Umgang, durch den ich mehr für die große Welt gebildet werden sollte —

verschaffen wollte: so veranstaltete er es, daß einige der beliebtesten Mitglieder des dortigen Theaters fleißig zu mir kamen, mir manches Vergnügen machten, nach und nach nähere Freundschaft mit mir errichteten, mich für ihre theatralischen Angelegenheiten sehr interessirten, und mich endlich bewogen, zuweilen ein kleines Stück auf einem selbsterrichteten Privattheater, zu großer Freude des Grafen, aufführen zu helfen. Hier wollten die Leute — ich weiß nicht ob aus Höflichkeit gegen mich und den Grafen, oder nicht ganz mit Unwahrheit — einiges Talent für die Bühne in mir entdecken. Man sagte mir das so oft, daß ich es endlich glaubte, und mich dadurch immer mehr anspornen ließ, den Beyfall, welchen ich erhielt, zu verdienen. So verflog der Winter wie ein schöner Mayentag. Den folgenden Frühling und Sommer ging der Graf mit mir erst in ein Bad, dann auf verschiedene seiner Güter, und den Winter — hieß es — wollten wir wieder nach der Residenz zurükkommen.

Aber schon in diesem Sommer bemerkte ich, daß des Grafen Liebe zu mir kälter und immer kälter wurde; daß ich ihm nicht mehr Unterhaltung genug gewähren konnte; daß er anfing, bey

mir öfters zerstreuet, nicht selten sehr wenig delikat, und zuweilen sogar beleidigend zu werden; und ich bemerkte es leider sehr spät — so spät, daß, auch bey klügerm Verfahren, als das meinige war, nichts mehr zu verbessern seyn mochte. Jezt auf einmal stellte sich mir das Schrekliche meines Zustandes lebendig vor Augen.

„Wie, wenn er dich verließ?“ —

Dieser Gedanke durchbebte meine Seele —

„Was wärest du dann? Von neuem eine
„Bettlerin! und jezt eine an Ehre und Ge-
„wissen verschuldete Bettlerin! eine Bettle-
„rin, die gewohnt war, Gold zu verprassen;
„die sich an tausend Bedürfnisse gewöhnet hat,
„von denen sie vordem nichts wußte —! Ver-
„lacht und verspottet von allen, die mich bis-
„her beneideten! Bedeckt mit Schande, die
„niemand mehr vor mir verbirgt; hingegeben
„der Verzweiflung, von Niemand mehr bemit-
„leidet — — Großer Gott, wohin soll das
„führen?“ —

Um diesem für mich so schauderhaften Abgrunde vielleicht noch zu entgehen, verdoppelte ich meine Aufmerksamkeiten und Liebkosungen, und wendete alles Ersinnliche an, den Grafen

wieder fester an mich zu ketten; das heißt: ich erwählte ein Mittel, das zwar bey gutdenkenden Männern schwerlich seinen Zweck verfehlt, aber bey Menschen von des Grafen Charakter sicher das Gegentheil bewürkt. Ach, ich erfuhr das lezte. Ich überhäufte, ich sättigte den Grafen mit meiner ängstlichen Zärtlichkeit, und er — fing an Langweile in meiner Gesellschaft zu empfinden; Langweile, die er überdies noch schlecht genug verbarg. Nun schien mein Schiksal entschieden, und mein Jammer war gränzenlos. Die unzähligen bittern Thränen, die ich jezt vergoß, wogen wahrlich die flüchtigen Freuden, welche ich mir bisher zu verschaffen gewußt hatte — hundertfach auf. Alles, was ich hatte, ekelte mich jezt an; alles, was ich um mich sahe, erinnerte mich an meine Schande und an mein Elend; überall glaubte ich Verachtung, Hohn, Schadenfreude, Spott auf den Gesichtern zu lesen — — Adolf, ich war unbeschreiblich elend! — Gegen den Anfang des Herbstes erklärte mir endlich der Graf, daß er, gewisser dringender Geschäfte wegen, eine Reise nach Wien machen müsse, bey der es sich nicht gut würde thun lassen, daß ich sie mitmachte. Ich erblaßte; meine Thränen, die ich bisher vor

ihm verborgen hatte, stürzten hervor; ich fiel halbverzweifelt zu seinen Füßen: der Unmensch, in dem sich — wie so oft — Weichlichkeit und Unmenschlichkeit vereinigten, hob mich höflich auf, stellte sich erstaunt über mein Benehmen und über mein Mistrauen gegen ihn; entschuldigte sich übrigens mit der unabänderlichen Nothwendigkeit der Sache, versprach bald zurükzukehren, drang mir eine Anweisung auf eine nicht unbeträchtliche Summe auf — um, wie er sagte, indeß meine Bedürfnisse zu befriedigen — und reisete den folgenden Tag, ohne mich wieder zu sehen, in aller Frühe ab.

Ich glaubte nicht an sein Versprechen einer baldigen Zurükkunft, überließ mich meinem Schmerz, flohe den Anblick jedes Menschen — selbst meiner Dienstboten — und wünschte mir den Tod. Tausendmal entschloß ich mich, ihm alle das Seine zurükzulassen, und weg zu gehen von dem Jammerorte, wo, sobald ich mich würde sehen lassen, alles mit Fingern nach mir zeigen müßte. Aber wo sollte ich hin? Was sollte ich anfangen? —

Meine Quaal sollte noch vermehrt werden. Etwa vierzehn Tage nach des Grafen Abreise kam sein ehemaliger Kammerdiener, der jetzige

Pachter meines Geburtsdörfchens, und erklärte mir mit zerknirschender Unverschämtheit — der Herr Graf habe ein anderes Engagement. Da Seine Exzellenz aber aus besonderer hoher Gnade mich versorgt wissen wollten, so hätten Dieselben ihn — diesen alten ekelhaften Sünder — autorisiret, um meine Hand zu werben.

„Ich finde mich dazu nicht abgeneigt — sagte der abscheuliche Mensch;

„ich hoffe, Mademoiselle, wir werden ein „ganz vernünftiges Leben führen; besonders „da Seine Exzellenz versprochen haben, Ih„nen ein ansehnliches Heyrathsgut mitzuge„ben" — —

Ich stieß den Unverschämten wüthend von mir. Er erstaunte erst über diese Behandlung; meynte dann, das werde sich wohl legen: da es sich aber nicht legte, so lachte er mich aus und fragte mit Hohn:

„Meine Kostbare — Sie haben doch nicht „etwa gar gehofft Frau Gräfin zu wer„den?" —

Nun stand es klar und fest vor meiner Seele: du mußt fort! fort! Ich machte Plane über Plane, doch keiner schien mir ausführbar.

Da besuchte mich eine von den Schauspielerinnen, der ich unter allen meinen Bekannten immer das meiste Vertrauen geschenkt hatte. So sehr ich mich bemühte, ihr meine Verhältnisse zu verbergen, so entdekte sie sie doch bald, hatte aufrichtiges Mitleid mit mir, und zeigte mir — wie sie sagte — den einzigen Ausweg, auf den ich mit Anstand mich retten könnte: das Theater! — Sie versprach mir Addressen an die M—mer Gesellschaft; versicherte, daß ich dort — wenn ich, wie nicht zu bezweifeln wäre, gefiel — sehr gut aufgenommen, anständig salarirt, und von Jedermann geschäzt werden würde. Das war ein wohlthätig leuchtender Blizstrahl durch meine Nacht. Ich schrieb einen verachtungsvollen Brief an den Grafen; ließ alles, was er mir hinterlassen hatte, zurück, und nahm nur seine frühern Geschenke mit; übergab dann alles Zurükgelassene seinem Hausverwalter und reisete, mit der versprochenen Addresse meiner Freundin, schnell, wie ein gescheuchtes Reh, nach M —

Ich fand wirklich gute Aufnahme bey der Direktion, spielte, erhielt Beyfall und wurde engagirt. Aber gar bald bekam ich das glänzende Elend dieses Standes zu empfinden. Bey,

falls; und Rollenneid bey meinen Kolleginnen; Uebersehen dessen, was ich mit dem größten Fleiße studiret hatte, und wüthendes Beklatschen — um es kurz zu sagen — meines Körpers beym Publikum; Kabalen allerley Art, anonyme Briefe, und dergleichen Dinge mehr, marterten mich unaufhörlich. Aber mehr noch als dies alles quälte mich die Meynung der jungen und reichen Wüstlinge, welche hier — wie vielleicht an allen großen Orten — das Theater für ein Reservatorium zur Befriedigung ihrer Lüste ansahen. Wo ich ging und stand, sahe ich mich mit einer Heerde solcher Gecken umlagert, die mir ihre vergötternden Schmeicheleyen und albernen Seufzer zuflüsterten. Da leider diese Herrn, durch das große Aufheben, das sie selbst von ihren Kenntnissen des Theaterwesens machten, durch ihre beträchtliche Anzahl und enge Verbrüderung, und durch allerhand Kunstgriffe — die Stimme des Publikums handhabten oder wenigstens sich anmaßten und exekutirten: so sahe ich wohl ein, daß ich genöthigt sey, sie nicht ganz so zu behandeln, wie ich gern wollte. Ich glaubte dadurch am sichersten zu gehen, daß ich — so schwer es mir auch ward — gegen alle gleich höflich und freundlich, aber weiter auch gar nichts war. Damit

waren auch die Herrn einstweilen recht wohl zufrieden, und applaudirten sich die Hände fast wund: aber von meinen Kolleginnen regnete es deshalb Bitterkeiten, Anspielungen, Pasquille, u. d. gl. Mit der Zeit wollten jene Theaterkritiker sich auch nicht mehr mit meinem Benehmen gegen sie begnügen; einige wurden etwas unverschämt, und nun fertigte ich sie ab, wie es mein Gefühl verlangte. Das hezte ihre Rache. Mein Spiel, das sie vorher wohl gar voll griechischen Geistes gefunden hatten, ward nun auf einmal steif, geniert, geziert, unnatürlich; meine Kleidung, die bisher edel und idealisch geheißen hatte, geschmaklos und prüde; meine Deklamation, welche vorher Gesang gescholten worden war, geschraubt, ungefällig, nicht biegsam genug, kalt, trocken, und was weiß ich — — Sie machten Partheyen im Publikum, schlossen sich an meine Neiderinnen an; und nun wurden meine Verhältnisse wieder so von Verdruß, Kränkung und Kummer zusammengesezt, daß ich von neuem glaubte, es hier nicht länger ausdauern zu können. — Doch, du armer Adolf — wie lange klage ich dir den Roman meines Lebens vor! Laß mich über den Schluß desselben nur wenig Worte machen! —

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Schluß von Juliens Erzählung, und ein Appendix.

„Um diese Zeit wurde ich mit der Haupt-
„mannin von M—, wie sie sich nennet,
„bekannt" — —

wollte Julie weiter erzählen. Adolf fiel ein:

„Ha, das treffliche Weib —! Hielt sie sich
„damas in M— auf?

„Ja —

antwortete Julie kurz, und fuhr sogleich im vorigen Erzählungstone fort:

„Sie schien sich mit viel Freundschaft für
„mich zu interessiren" —

„Wie kamst du aber, liebe Julie, in die
„Gesellschaft dieser Menschen?

fiel Adolf noch einmal schnell ein. Julie antwortete etwas langsam:

„Ich — — Sie waren mit einer meiner

„Bekannten öfters zusammen: da traf ich sie.
„Die Frau schien sich, sage ich" —

„Und was trieben denn die saubern Leut-
„chen in M—?

„Was bekümmerte ich mich darum? Ich
„wußte nichts Unrechts von ihnen. Ich
„glaubte, was sie mir erzählt hatten, und
„was auch Du ehemals glaubtest: sie be-
„säßen Güter, von deren Einkünften sie
„lebten" — —

„Aber — vergieb mir, liebstes Mädchen —
„solltest Du bey Deiner damaligen Erfahrung
„nicht behutsamer und weiser gehandelt ha-
„ben, als ich unerfahrner Neuling in der
„Welt?" —

„Ja — ich muß gestehen — — Doch Du
„scheinst mich falsch zu verstehen, lieber
„Freund! Ich würde allerdings sorgsamer
„gewesen seyn und ihre Verhältnisse genau-
„er erforscht haben, wenn ich etwas nahe
„Bekanntschaft mit ihnen errichtet hätte:
„aber das geschahe nicht, lieber Adolf. Wir
„sahen uns immer nur am dritten Orte;
„und überdies gingen sie bald darauf von

„M— weg, und wahrscheinlich sogleich hie-
„her. Ich hatte diese Bekanntschaft schon
„längst vergessen, und befand mich noch in
„der peinlichen Lage, welche ich Dir vorhin
„beschrieben habe: als ich einen Brief von
„ihr und ihrem Manne erhielt, worin bey-
„de mit vieler Freundschaft und erheuchel-
„tem Edelmuth mir einen Vorschlag zu mei-
„nem Glück, wie sie sagten, thaten. Sie
„schrieben nehmlich, daß sie hier einen
„weitläuftigen Verwandten, mit dessen Fa-
„milie sie aber im engsten Freundschafts-
„bündnis lebten, gefunden hätten. Der
„junge und ehedem so brave Mann habe
„das Unglück gehabt, in schlechte Gesellschaft
„zu gerathen, und sey von dieser in einen
„Strudel von Ausschweifungen gerissen wor-
„den, aus welchem ihn nur die Liebe zu
„einem sehr verständigen, klugen und tu-
„gendhaften Mädchen ziehen könnte. Ich
„sey unter allen ihren Bekannten die einzi-
„ge, welche diese schöne That auszuführen
„ganz im Stande sey. Sie beschrieben
„mir diesen angeblichen Verwandten übri-
„gens als — — kurz, ziemlich so, wie
„ich ihn fand" — —

„Wie Du ihn fandest?“
fiel Adolf schnell ein —
„Allerdings —
antwortete Julchen;
„denn der Verwandte warest Du!“ —
„Ich —? abscheulich! abscheulich!“ —
„Das Schmeichlerische des Anerbietens —
fuhr Julie fort;
„die Sehnsucht, aus meiner damaligen La-
„ge zu kommen, das Romantische des gan-
„zen Plans, die Hoffnung, hier Etwas Gu-
„tes zu stiften, und noch so manches, das
„mir meine Phantasie vormahlte — alles
„das machte, daß ich den Vorschlag an-
„nahm und hieher kam, um — um mir
„Deine Liebe zu erwerben“
„Aber noch eine Frage erlaube mir, mei-
„ne Julie; ich leugne es nicht — sie liegt
„mir schwer auf dem Herzen“ —
„Tausend — wenn du willst!“
„Wie konntest Du dich herablassen, an den
„niederträchtigen Kunstgriffen und Betrüge-
„reyen, durch die jene Menschen mich plünder-
„ten, Antheil zu nehmen, hülfreiche Hand zu
„leisten, oder doch Gelegenheit zu ma-
„chen?“ —

„Ja, Adolf, ich verdiene diesen Vorwurf: „aber ich befolgte ihre Anweisungen, weil „— wie sie sagten — Du nur durch schon „gewohnte Unterhaltung an uns al„le und auch an mich gekettet werden könn„test; nur nach und nach könnte und müß„te man Dich davon entwöhnen; eine Zeit„lang müßte man Dir in Deiner bisheri„gen Lebensart, besonders in Deiner Lei„denschaft zum Spiel, nachgeben; durch zu „große Strenge in Grundsätzen und Be„tragen würden wir Dir langweilig wer„den, Dich wieder verscheuchen, und un„sere gute Absicht müßte unerfüllt bleiben. „Du wirst eingestehen, mein geliebter Freund, „daß dies Raisonnement, bey den Vorstel„lungen, die ich von Dir hatte — vielen „Schein der Wahrheit für mich haben muß„te. Sobald ich aber jene abscheulichen „Menschen und Dich, getäuschten Freund, „von der wahren Seite kennen lernte, faß„te ich den Entschluß, Dir die wahre Be„schaffenheit der Dinge zu entdecken. So „gut ich aber auch glaubte, meine Gesin„nungen und Absichten zu verbergen, so „mußten sie doch etwas davon ahnden:

„denn sie machten mir jede Gelegenheit,
„Dich länger, als einige Minuten allein
„zu sprechen, zu nichte. Ja auch in die-
„sen Minuten waren wir von der intri-
„guenvollen Frau behorcht. Endlich gelang
„es mir heute, da sie selbst kein anderes
„Mittel wußten, Dich wieder in ihre Ge-
„sellschaft zu locken. Und nun, Adolf —
fuhr Julie fort —
„stehe ich vor Dir als meinem Richter. Ich
„bin nicht schuldlos, ich weiß es: aber ich
„habe vor Dir auch nicht schuldlos erschei-
„nen wollen, denn ich liebe Dich. Jezt
„sage, jezt thue, was du willst! Entschei-
„dest Du gegen mich — kein Vorwurf
„soll dich drücken, selbst meine Thränen
„sollst Du nicht sehen! Ich will dann ge-
„hen — Gott weiß, wohin? Nur laß mich
„die Hoffnung mitnehmen, daß Du mich
„nicht verachtest, daß Du mir dein Mit-
„leid nicht ganz entziehest" —
„Mein bestes Mädchen —
fiel Adolf mit inniger Rührung ein;
„wie kannst du glauben, daß diese deine
„Aufrichtigkeit Dich in meinen Augen her-
„abgesezt habe? mußt Du mir nicht um

„ihretwillen doppelt werth und theuer seyn?
„Und Deine Verirrungen — sind sie nicht
„fast unvermeidliche Folgen des gewaltsam-
„sten Dranges der Umstände und der ab-
„scheulichsten Bübereyen listiger Betrüger?
„Oder hältst Du mich für einen solchen
„Thoren, daß ich von Dir verlangte, Du
„hättest mich lieben und mir treu seyn sol-
„len, ehe Du mich kanntest? Ja, liebe Ju-
„lie, verdanke ich Dir nicht großentheils
„meine eigne Rettung? Würde ich, ohne
„diese Deine Aufrichtigkeit, von der Nie-
„derträchtigkeit jener Bösewichter so ganz
„überzeugt worden seyn, als ich es nun
„bin? Ja, würde ich jenes Haus, auch
„wenn ich die Menschen darin von der
„wahren Seite kennen gelernt hätte —
„ganz haben verlassen können, wenn Du
„bey Ihnen warest? — Nimm meinen
„Dank" — —

„Adolf! Adolf!

rief Julie erschüttert, und riß seine Hände an Ihren Mund —

„Du bist ein Engel! Nein, das bin ich
„nicht werth! das hatte ich nicht erwartet!
„das wagte ich nicht zu hoffen! O wie

„verdank' ich es Dir, daß Du mich erhe-
„best, da ich fürchten mußte, von Dir zer-
„treten zu werden?“ —

„Ja, Du kannst mir's verdanken —
rief Adolf gleichfalls begeistert;
„damit, daß Du vor allen Dingen Dich von
„jenen schlechten Menschen trennest!“

„O, das ist mein Seelenwunsch! Weg,
„weg mit den Bösewichtern! Heute noch
„— heute! Ich bin Dein — ganz Dein:
„schaffe mit mir, was Du willst: nur rette
„mich vor jenen Schlangen! Heute noch —
„jezt —!“

„Nein, nicht heute — wie soll't ich? wie
„könnt' ich? Gehe zurück zu ihnen; mache
„Ihnen Hoffnung, daß ich nächstens wieder
„bey ihnen seyn würde; stelle dich fröhlich
„und unbefangen, damit sie Dich nicht
„schärfer beobachten; nimm dann in der
„Stille das, was Du besitzest, zu Dir,
„und in einigen Tagen, vielleicht morgen
„schon, habe ich Dir eine stille, ruhige, un-
„bekannte Wohnung besorgt — Dahin be-
„giebst Du dich; und ich — ich schreibe
„dem Gesindel, und gewiß so, daß man
„froh seyn wird, in Zukunft aus dem Spiel

„bleiben zu dürfen. Und, Julie, wie Du „mein bist, so bin ich Dein mit allem, „was ich habe" — —

Julie starrete ihn mit großen Augen an; sie sagte tief erschüttert:

„Adolf, Deine Güte beugt mich darnieder. „Aber nein — auch ich kann vergelten! Sieh', „hier schwör' ich Dir heilig: ich verlange „nicht diese schöne, diese liebe Hand, so see„lig sie mich auch machen müßte. Ich „weiß zu gut, daß man Himmel und Er„de gegen eine solche Verbindung aufregen „würde — — Rede mir nicht ein; ich „setze kein Mistrauen in Dich: aber das „weiß ich, daß es Dir Leiden verursachte, „und kein Wölkchen soll durch mich vor„säzlich deinen Himmel trüben! Ich ver„lange diese Hand nicht, und werde sie nie „verlangen; ja, ich würde sie küssen und zu„rükdrängen, wenn sie mir vielleicht in ei„ner Stunde der Begeisterung geboten wür„de: aber dennoch sollst Du meine unbe„gränzte Liebe haben, so lange Du mich „wie jezt liebst! Höre meinen Schwur, ich „werde ihn halten — so lange du mich „wie jezt liebst! — Und nun nehme

„ich Deine Unterstützung ruhig an. Ich
„bin Dein Weib vor Deinem und mei-
„nem Herzen, wenn auch nicht vor der
„Welt" — —

Ende der ersten Abtheilung.

II.

Meines Onkels Briefe
an seinen männlichen Sohn
über
Weiblichkeit
und
weibliche Bestimmung.

Ut potero, explicabo — — — ut homunculus, probabiliorum conjecturam sequens.

Cicero.

Erster Brief.

So leicht, mein lieber Sohn, Deine Antwort auf eine gewisse gutgemeynte Frage in meinem lezten Briefe hingeworfen war; so sehr es auch scheint — vielleicht auch nur mir scheint, weil ich es wünsche — daß sie mehr Eingebung Deines Witzes, als Folge Deiner Ueberlegung war: so kann und will ich doch nicht leugnen — sie hat mir Sorge gemacht; ja, laß es mich hinzusetzen, sie hat mancherley Bekümmernisse in mir aufgeregt; sie hat mich überzeugt, es sey Pflicht für mich, mit Dir über diesen Gegenstand weiter zu sprechen. Mag auch das, was ich Dir schreiben werde, den alten Mann noch so seltsam kleiden: es ist reif überlegt, durch vielfache Erfahrung erprobt, aufrichtig und gut gemeynt — und also kleidet es auf jeden Fall den Vater.

Ich sagte, Deine Antwort hätte mich besorgt, bekümmert gemacht: und sollte sie das nicht? Es ist nun einmal so auf der Erde — wir Aeltern wünschen, wenn das Schiksal unsere Kinder bis dahin gebracht hat, daß sie — um es kurz zu sagen — eine Familie stiften könnten, nichts sehnlicher, als daß sie dies thun möchten. Ich glaube, dieser Wunsch ist allen nur nicht ganz von der Natur entfernten Aeltern gemein. Mag nun diesem Wunsche, nach der Meynung der psychologischen Künstler, eine geheime Eitelkeit zum Grunde liegen — nach der man seinen Namen mit Wahrscheinlichkeit noch lange nicht aussterben, sein Eigenthum noch lange nicht in fremden Händen sehen will, oder mag eine verborgene Eigennützigkeit seine Quelle seyn — eine Spekulation des so gern spekulirenden Alters auf die Freude, Enkel um sich herum zu sehen und mit diesen von des Lebens lezter, rauher, öder Felsenspitze noch einmal in die lachenden Thäler der frühen Kindheit herabzusteigen! oder ist endlich Ursache dieses Wunsches die Ueberzeugung, daß häusliche Glükseligkeit die reinste, höchste, beständigste, befriedigendste für jeden unverdorbenen — fast hätt ich gesagt, menschlichen Men-

schen sey, und folglich Liebe zu dem Sohne, zu der Tochter, nach welcher wir ihnen diese Glükseligkeit so gern gönnen und verschaffen möchten: kurz, der Wunsch ist da, und ist allen gutgesinnten Aeltern gemein. Sollte mich also Deine befremdende Antwort auf meine Frage — ob Du dir jezt, da das Schiksal alle mir bewußte äußere Hindernisse einer Verbindung mit einem lieben braven Weibe bey Dir weggeräumt hat, noch immer nicht eine solche Gefährtin wählen wolltest — sollte mich deine befremdende Antwort hierauf nicht bekümmert, nicht betrübt haben? —

Lieber Karl — ich schreibe Dir diese Deine Antwort hier ab; lies sie mit aller Aufmerksamkeit durch, und gestehe mir dann offenherzig und frey, wie Du immer warest, ob sie wirklich Deines Verstandes Meynung, Deines Herzens Gefühl; oder ob sie vorübergehende Folge vielleicht von einer mismuthigen Stunde, oder von einer verfehlten besondern Absicht, oder nur flüchtige Einstimmung in einen gewissen Modeton; oder Drang eines witzigen Kopfes, alles heraus zu sagen, was sich gut ausnimmt; oder Eingebung von — wer weiß was, gewesen ist. Der Sinn Deiner Antwort ist der:

„Verheyrathung ist ein Opfer dem Staat und „dem weiblichen Geschlecht dargebracht. Ich „gestehe zwar ein, daß auch Aufopferungen „unter gewissen Umständen Pflichten für uns „werden: aber diese Umstände treten hier „nicht ein. Der Staat will dies Opfer nicht „— in unzählbaren Fällen und Rüksichten hin„dert er vielmehr, daß es ihm dargebracht, „oder doch daß es ihm nüzlich werde; und „die Weiber der jetzigen kultivirten Stände „sind das nicht, was sie seyn müßten, eines „solchen Opfers würdig zu seyn" —

Auf diesen Punkten beruhen Deine Behauptungen. Und nun gieb mir vor allen Dingen Deine Meynung über diese Deine Meynung, Dein Urtheil über dieses Dein Urtheil — —

Zweyter Brief.

So ist es also dennoch Deine überdachte Meynung gewesen? so bestätigest Du wirklich Dei-

ne neulichen Beschuldigungen? Denn daß Du sie in Deinem lezten Briefe etwas sanfter aufgetragen und tingirt, etwas zarter angelegt, etwas bestimmter geordnet, etwas gründlicher oder wenigstens subtiler ausgeführt hast, thut nichts zur Hauptsache: diese bleibt dieselbe. Du besorgest Misbilligung von mir, weil ich mich doch nicht ganz in Deinen Gesichtspunkt stellen, und also Dich leicht misverstehen und verkennen könnte. Ich gebe zu, jeder Mensch hat für die Dinge des gemeinen Lebens — und vielleicht für diese nicht allein — seinen eigenen Gesichtspunkt, und folglich müssen sie ihm immer ein wenig anders modificirt erscheinen — wie der Zeiger an unsrer Thurmuhr mir noch schlag halb zeigt, wenn er meinem Nachbar im Hause neben an zwey Minuten darüber angiebt: aber eben um deswillen hättest Du nichts weniger als Misbilligung von mir fürchten sollen, da ich ja doch nimmermehr so unbillig seyn und von Dir verlangen würde, daß Du — den Zeiger aus des Nachbars Hause, wie ich aus meinem Kammerfenster, sehen solltest. Vielmehr danke ich Dir herzlich für die Zutraulichkeit, mit der Du dich in Unterhandlungen mit mir einlässest über eine Sache, welche man so oft mit Niemand unger-

ner verhandelt, als mit Alten — und sollten diese Alten Väter und Mütter seyn.

Was jedoch jene verschiedenen Gesichtspunkte und folglich jene verschiedenen Darstellungen der Dinge betrifft — so habe ich Dir diese zwar im Allgemeinen zugegeben; Deine Meynung hat auch gewiß bey Dingen der Erfahrung, bey Gegenständen unsrer Neigungen oder gar unsrer Leidenschaften ihr volles Gewicht: aber einmal muß ich meinem Nachgeben nichts mehr nachgeben, sondern wieder festen Fuß fassen; und das ist da, wo die Rede wird von dem, was recht und sittlichgut ist. Schwazt von Modifikationen und verschiedenen Gesichtspunkten so viel ihr wollt: was recht und gut ist, muß es für jedes vernünftige und moralische Wesen bleiben, mag es von diesem betrachtet werden von welcher Seite es sey. Laß uns also Deine Behauptungen etwas genauer untersuchen. Die Wichtigkeit der Sache wird unsere Bemühungen rechtfertigen, und vielleicht ein endlich aufgefundenes wohlthätiges Resultat sie belohnen.

Deine Verweigerung einer Verbindung mit einem geliebten Weibe kann theils von Seiten der Moralität und Pflicht, theils von Seiten der erfahrungsmäßigen Klugheit betrachtet wer-

den. In dem ersten Betracht zeigt sich ihre Schwäche gar bald; und, sage was du willst, Du, mein guter Karl, fühlest sie hier selbst: denn gerade hier ist es, wo Du so viel und so lebhaft deklamirest. Hiermit konntest Du mich nicht hintergehen, obgleich Du vielleicht Dich selbst hintergangen hast: denn ich bin gegen einen Korrespondenten, wie gegen einen Redner, Schriftsteller, Philosophen u. s. w. nirgends mistrauischer, als wo er in Deklamationen verfällt. Wenn man mir mit Ausrufungen kömmt: „wer wüßte nicht —!" — „wer könnte leugnen — !" so bin ich allezeit geneigt, noch einmal so laut zu rufen: Ich —! Also du fühlst jene Schwäche; und ich will mich auf dieses Dein Gefühl, das gewiß bald sich Deinem Bewußtseyn andrängen wird, verlassen, und diesen Punkt, um Dir nicht vielleicht wehe zu thun, übergehen. Also — von Seiten der Klugheit und Erfahrung! —

Hier treffen Deine Beschuldigungen erstens den Staat; zweytens die Weiber, wie Du sie in kultivirten Ständen jezt gefunden hast. Die nur allzugerechten Vorwürfe gegen den Staat — oder vielmehr gegen manche Staaten — sind Dir von einem sehr rühmlichen Kosmopo-

litismus eingegeben, an welchen sich der Mensch hält, wenn es dem Bürger zu eng wird, der das Ganze umfaßt, wenn der Theil ihn zurükstößt; sie beziehen sich aber doch nicht, so viel mir bewußt, individuell auf Dich und Deine Verhältnisse: *) also will ich auch von diesen jezt nicht sprechen — vielleicht zu anderer Zeit mehr davon. Mithin bleibt mir für jezt nur Dein strenges, Dein hartes Urtheil über die Weiber zu untersuchen übrig.

Erst wollte ich mich der Mühe dieser Untersuchung überheben. Ich dachte — es ist ihm das rechte Mädchen und zur rechten Stunde noch nicht erschienen; findet er diese, und findet er sie zu jener Stunde: so wird sich die Härte wohl erweichen — man muß wachen, um einen beglückenden Traum bekritteln zu können; träumt man süß, so krittelt man nicht — und das weichere Herz leitet die strengere Vernunft. Aber dann erinnerte ich mich — Du bist kein zwanzigjähriger Jüngling mehr, an dem die Nei-

*) Der Sohn war Unterthan der wohlwollenden sächsischen Regierung.

gungen, von der Mutter Natur eingepflanzt, ihre Allgewalt plözlich erweisen; Du wirst Dein Gemüth nicht unbefangen und frey den Eindrücken und dem sanften Zuge des Liebreizes öffnen, eben weil Du dreyßig Jahre, in der Welt erfahren, von ziemlich festen Urtheilen gegen die Sache eingenommen, und überdies eine Art von Philosoph bist.

Dann fiel mir auch ein — wenigstens ehe ich Deinen lezten Brief las: vielleicht ist er auch nur auf ein Weilchen von der jetzigen Mode-Weisheit oder Thorheit angestekt, nach der man die Weiber in Büchern aller Art vergöttert, ihre Eigenheiten als das einzige realisirte Idealische an der Menschheit, als die geläutertste Quintessenz alles Menschlichen, als das Höchste und zugleich Zarteste in der ganzen Natur — aufstellt, besingt und anbetet — worüber ich an sich noch eben nicht viel schmäle —: indeß man diese Göttinnen im wirklichen Leben nicht selten als Sklavinnen, gemeiniglich wenigstens als Sache betrachtet und — gebraucht — worüber ich an sich viel, in Verbindung mit jenem, sehr viel schmäle! Denn, lieber Sohn, das ist mir eine Thorheit, bey der man das Gefühl von Ungerechtigkeit durch Phantasierausch er-

tödten will; eine Weisheit, mit der es die Bewandnis hat, wie mit den düstern unfruchtbaren Spekulationen über Religion, an denen man, wie Rousseau sagt, nie mehr hängt, als in Zeitaltern, wo man sich im Thun am meisten von ihr entfernet. *) Du wirst mir diese flüchtige Vermuthung vergeben, mein Karl; Dein lezter Brief hat mich davon zurükgebracht.

---

*) Auch in dieser Rüksicht sind wir vollkommene Antipoden unsrer alten Vorfahren. Es gab nehmlich eine Zeit, wo man in Büchern stritt, ob die Weiber Menschen wären, und, da man ihnen das doch nicht so ganz absprechen zu dürfen glaubte, wenigstens behauptete, daß an ihnen nicht nur, seit Eva's Zeiten, kein Restchen göttliches Ebenbild zu sehen, sondern daß auch (was z. B. der heilige Theodoretus aufs Haar wußte) im Paradiese davon nichts an ihnen, alles nur am Manne, zu finden gewesen sey —: indeß man im wirklichen Leben sie, als Schwestern der Mutter Gottes nach dem Fleisch, so hoch hielt, so zart behandelte —! Auch hier zeigen sich also nicht die wohlthätigsten Folgen unsrer Aufklärung; woraus aber nicht folgt, daß jener Aberglaube besser und heilsamer, sondern daß unsere Aufklärung noch nicht die ächte und wahre; daß also nicht Dunkelheit, sondern mehr, reineres, und —

Und nun genug zur nähern Bestimmung unsers gutgemeynten Streites. Ich werde meine Sache so führen, daß ich nach meinem Vermögen auseinander setze, was die Weiber nach dem Willen der Natur seyn sollen, was man also mit Recht von ihnen fordern kann; und dann Dich frage, ob sie sich in den kultivirten Ständen unsers Zeitalters wirklich so weit von der Bahn der Natur entfernet haben, daß sie dies nicht mehr sind.

Das bedarf wohl keiner besondern Erwähnung, daß, wenn wir hier von Weibern reden, wir — Weiber meynen; also vorerst keine Damen, deren Delikatesse durch jenes Wort beleidigt werden würde, welche die zarten Saiten der Natur zerrissen, und andere aufgezogen haben, die keinen, als den gellenden großen Weltton angeben und angeben sollen; sodann auch keine Minerven, deren Heroismus sich durch jenes Wort erniedrigt glauben würde, und die, ihrer Weiblichkeit entsagend, den Sinn und das Treiben der Männer — wie ihre Schuzpatro-

---

kein blendendes Seitenlicht zu verbreiten sey. Erhör' uns, lieber Herre Gott! —

nin Schild, Helm und Speer — annehmen, und so, über der Metaphysik außer ihnen die Physik in ihnen verdrängen und vergessen — wollen.

Alle diese gehören nicht in die Regel. Die erstern wollen seyn — ich weiß nicht was, sie werden's wohl selbst nicht wissen; die zweyten wollen seyn Männer: beyde sind wenigstens keine Weiber.

Dritter Brief.

Du kömmst mir selbst auf meinem Wege entgegen mit Deinem Grundsatze: die Bestimmung der Weiber, welche aus dem Willen der Natur mit ihnen hervorgehet, ist: sie sollen erstens Menschen, sie sollen zweytens Weiber; oder vielmehr, um durch zu vieles Trennen nicht einseitig zu werden — sie sollen weibliche Menschen seyn. Das ists, wovon auch ich auszugehen gedachte. Auf Deine angehängte Beschuldigung: diesem Willen der Natur sind

sie aber nicht mehr treu — kann ich mich jezt noch nicht einlassen; die Antwort darauf muß aus der nähern Betrachtung der Sache von selbst resultiren. Auch darin hast Du, vielleicht wider Deinen Willen, meine Sache unterstüzt, daß Du eine, wie mich däucht, sehr richtige Ableitung des Grundgesetzes jenes Willens der Natur, auf das sich alles in und an ihnen beziehen soll, führest. Du schreibst:

„In ihnen sind verborgen die Keime der „Menschheit, die Werkzeuge, Fähigkeiten „und Kräfte zur Fortpflanzung des Ge„schlechts — sie allein haben eigentlichen „Geschlechtstrieb — — Mütter sollen sie „werden, in wiefern sie Weiber sind; dies „ist gleichsam das dem ganzen System ihres „Wesens zu Grunde gelegte Axiom der Natur „— Alles, was diesem Grundgesetze nicht ent„spricht, was nicht in näherer oder entfern„terer Verbindung mit ihm stehet, sich nicht „darauf zurükführen läßt, ist Zusaz: was „ihm widerspricht, verderbliche Entfernung „von der Natur. — Dieses Grundgesetz er„hellet schon aus der ganzen äußern, vor„nehmlich aber aus der innern Bildung des „Weibes, nach welcher in ihm gleichsam noch

„ein besonderes System ist, das dem Manne „mangelt, oder doch so gut als mangelt; „nach welcher im Weibe tausend Nerven und „andere feine körperliche Theile in der engsten „Verbindung mit dem Geschlecht stehen, die „bey dem Manne eine weit entferntere oder „gar keine Beziehung darauf haben, oder „auch gar nicht in ihm existiren *) u. s. w.“

Diese Deine Behauptungen, mein Karl, nehme ich mit voller Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit an, und setze sie weiter fort.

---

*) Etwas mehreres hierüber, so wie über die sittliche Anwendung dieser Sätze habe ich in der Abhandlung über Männerkeuschheit in meiner kleinen Schrift: Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie, Gotha, bey Perthes, 1796 — gesagt. Alle Beurtheiler jener Abhandlung haben wenigstens der Wahrheit des obigen Satzes keinen Eintrag gethan, und meinem Zwecke Gerechtigkeit wiederfahren lassen; manche haben mehr gethan (Allgem. Jen. Literaturzeit. 287 Stück 1797): nur ein einziger (in der Oberdeutsch. Literaturzeit.) hat darüber — Spas gemacht. Ich bekenne — ich möchte der Mann nicht seyn, der über eine so heilige Sache Spas machen kann; nicht nur, weil ich

Es ist Grundsatz durch die ganze Natur: Jedes Wesen hat Trieb nach dem, wozu es Kraft hat; folglich ist, wegen jener Einrichtungen des weiblichen Körpers, Geschlechtstrieb der Grundtrieb des Wesens der Weiber, und zwar „eigentlicher Geschlechtstrieb“ — wie Du sagst; das heißt: Geschlechtstrieb auf Fortpflanzung gerichtet.

---

dadurch meinen physiologischen und anatomischen Kenntnissen wahrhaftig keine Schmeicheley sagen würde, sondern hauptsächlich, weil ich dadurch beytragen könnte, ein Band zu zerreißen, das den noch unverdorbenen Jüngling an Enthaltsamkeit und Keuschheit knüpfen kann. Es ist das derselbige Mann, welcher mir dort aus einem Forte, eines Akkords, eines Finale, eines Akts, einer Oper Mozarts beweist, daß mein Urtheil über eine gewisse Gattung der mozartschen Kompositionen — welches von allen öffentlich bekannten und mehrern handschriftlich hinterlassenen Werken dieses Meisters abgezogen ist, und welches von dem Manne noch überdies ganz unrichtig verstanden oder doch ganz unrichtig aufgestellt ist — falsch sey. Gern strich ich diese Anmerkung hinweg, da sie anmaßend scheinen kann, was gewiß nicht in meinem Charakter liegt: aber ich lasse sie stehen der Wahrheit und guten Sache wegen.

Gott bewahre Dich und mich und alle unsere Brüder und Schwestern, daß wir jemals, nur einen Augenblick, das Weib hierdurch für herabgesezt halten sollten! Vielmehr ist dies eine so erhabene, so heilige Sache, daß auch das zarteste, oder das stolzeste Mädchen, wenn es unsere Behauptung hörte, nicht nur nicht erröthen dürfte — es wäre denn für Freude oder Gefühl eignen Werths —: sondern seine Würde und Gottes Ruf zu derselben preisen müßte.

Erlaube mir hier einen Absprung, wie Du mir deren mehrere, da wo ich sie für wahr und zu meinem jetzigen Hauptzweck dienlich finde — wirst erlauben müssen und erlauben können, weil ich Briefe schreibe. Ich fürchte nehmlich, die vorhin angeführte Bemerkung ist schon ein Punkt, wo wir Männer niedriger stehen, als die Weiber. Bey dem Manne ist jene Richtung des Triebes, jener schöne Zweck desselben — wenn ich es frey sagen darf — gar nicht vorhanden, oder doch weit weniger klar und stark; er wird sich desselben erst durch Sittlichkeit und Religion bewußt; er gehet, so lange er nicht durch diese Göttinnen veredelt ist, mehr, oder gar allein aus

auf Erreichung des Mittels; weniger oder wohl gar nicht auf Erreichung des Zwecks; mehr, oder gar allein, auf Erleichterung und Entledigung eines Dranges und Reizes, verursacht durch Anhäufung gewissen abgesonderten Stoffs und durch zuströmendes Blut — freylich mit dem möglichst größten Vergnügen: — als, einem Wesen seiner Art das Daseyn zu geben. Sie liebt den Mann um des Kindes; Er das Kind um des Weibes willen — — Der alte Vorwurf von den Weibern den Männern gemacht: sie wollen nur genießen — ein Vorwurf, welchen jener Dichter *) so innig seiner Geliebten in den Mund legt:

„Geh', ihr seyd der Frauen nicht werth;
„wir tragen die Kinder
„Unter dem Herzen, und so tragen die
„Treue wir auch;
„Aber ihr Männer, ihr schüttet, mit eurer Kraft und Begierde,
„Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus" — —

*) Göthe in den vortrefflichen Elegien der ersten Stücke des ersten Jahres der Horen.

ist deswegen wohl eben so gerecht, als für jenes Geschlecht traurig. Ja, mir scheint das, was der Mann zur Fortpflanzung des Geschlechts beyträgt, so unbeträchtlich, so blos erweckend — veranlassend —: daß die Natur wahrscheinlich gar leicht es ganz hätte entfernen können, wofern das gute arme Weib nicht, besonders während der Schwangerschaft, Fürsorge, Schutz und Beystand vom Manne nöthig gehabt hätte. Beweise für diesen physiologischen Satz zu führen, ist hier nicht der Ort; auch haben dies mehrere Physiologen weit besser gethan, als ich es vermöchte. Nun zurük auf unsern obigen Satz.

Durch jenen edlen Grundtrieb wird nun das Weib ganz eigen bestimmt und von ihm gänzlich eingenommen, so daß es — wenn wir Männer ihm verstatten, das zu seyn, was es seyn soll und seyn will — von den Jahren des reifenden Mädchens bis in das Alter der Matronen fast unausgesezt, bewußt, aber mehr unbewußt, mit den Angelegenheiten des Geschlechts, oder doch mit Ideen, Gefühlen und Dingen, welche darauf Bezug haben, beschäftiget ist. Daher mahlt sich schlechterdings Alles in dem Kopfe und Herzen des Weibes

anders, als des Mannes; daher — — doch dies gehet schon mehr in das Einzelne, und jezt wollte ich doch nur im Allgemeinen angeben, wie, nach meiner Meynung, die Natur das Weib will: in der Folge laß uns sehen, wie dadurch die einzelnen Theile seines Wesens modificirt und eigen bestimmt werden. Der Hauptsatz bleibt auch hier zum Grunde gelegt: Wohin die Fähigkeiten eines Wesens gehen, dahin streben seine Kräfte, Neigungen, Triebe u. s. w.

Auffallend und leicht bemerkbar wird durch jene Anlagen der Natur besonders modificirt ihr Verstand — ihr Beobachtungsgeist, Gedächtniß und innerer Sinn; sodann ihr Charakter — folglich ihre Moralität und vornehmlich das, was im gemeinen Gebrauch das Herz heißt. Bey diesem kömmt es an auf Gemüthsbewegungen und Neigungen. Laß uns diese leztern eintheilen nach ihren Hauptrichtungen: in Neigungen nach unmittelbarem Genuß, oder nach Dingen, die ihn unmittelbar gewähren; sodann in Neigungen nach Dingen, die ihn mittelbar gewähren — also vornehmlich in Trieb nach Eigenthum, und in Trieb nach Ehre.

Mehrere Unterabtheilungen werden sich bey näherer Betrachtung des Gegenstandes von selbst

bemerklich machen. Es ist wohl gut, überall System zu haben, aber es ist nicht überall gut, viel Gerede davon zu machen. Interessirt dich aber die Sache genug, so werde ich sie Dir, nach meinen Kräften, in jener Ordnung vortragen, ohne daß ich damit — das Kreuz gezimmert haben will, um jeglichen Körper nun daran zu passen.

Vierter Brief.

Nein, mein Karl, Du verstehest mich unrecht, und erwartest bey weitem zu viel von mir. Nicht um ein förmliches Gebäude aufzuführen entwarf ich neulich zum Schluß eine Art Riß, der auch überdies sehr unvollendet und lückenhaft wäre —: sondern um nicht — wie alte Leute pflegen — bald hier: bald dorthin ein Steinchen zu vertragen; zu deutsch: keine Abhandlung will ich Dir geben, sondern Materialien zu eignen Abhandlungen; kein System will ich zusammen zimmern, sondern mit einigen Sätzen der Erfahrung, wie sie sich uns von selbst darbieten, und wie sie sich aus zugestandnen Hauptsätzen

erläutern lassen — will ich dich unterhalten und, ist das Glück günstig — bekehren.

Du erinnerst Dich, daß ich Dir vorerst einige Bemerkungen über Weiblichkeit in Ansehung des Verstandes — vornemlich des Beobachtungsgeistes, Scharfsinnes und Gedächtnisses, versprach, wobey ich auch noch an das denke, was man gemeiniglich innern Sinn nennet, in den Redensarten: Sinn für Etwas haben, u. d. gl. Es bedarf einer kleinen Aufmerksamkeit, so entdekt man, wie schon hier das Wesen des Weibes, durch jenen eignen Bau der Organisation und dessen Folgen, so von dem unsern verschieden modificirt wird. Vermittelst dieser Organisation ist alles in ihnen mehr Empfindung, als Begriff; selbst ihr Denken gehet gleichsam einher in der Form der Empfindung; auf Gegenstände der Empfindung ist ihr Scharfsinn gerichtet, in diese dringt ihr Beobachtungsgeist so zart und so tief ein; was hiervon ihr Gedächtnis empfing, hält es klar und fest, und überliefert es der Mahlerin Phantasie, um daraus überirdische Dinge zu bilden. Daher finden wir unter den meisten gebildeten Nationen treffliche Künstlerinnen, unter nicht Einer eine glükliche spekulative Philosophin; daher wurden

selbst die wenigen, welche spekulative Philosophie sich einimpfen wollten, wie die Geschichte lehrt — Schwärmerinnen oder weibliche Fanatiker. Denke an die weiblichen Politiker, Religionsvertheidiger, Reformatoren aller Art: aber denke auch, zum Gegensaz, an die trefflichen Mahlerinnen, Dichterinnen, Schauspielerinnen u. s. w. Und um den festen Gang der Natur auch hier noch deutlicher zu bemerken, so denke an die einzelnen Fächer auch dieser Künste, in welchen sich Weiber ausgezeichnet haben und auszeichnen.

Wenn Männer glüklich wandeln auf dem Wege, der von Erfahrungen ausgehet, zur Abstraktion emporleitet und zu erhabenen allgemeinen Resultaten führt; so sind die Weiber glüklich auf entgegengeseztem Pfade. Sie fassen die einzelnen Resultate der Weisheit, welche ihnen die Männer unter den Titeln: Religion, Lebensweisheit u. s. w. darbieten, auf, kümmern sich nicht eben ängstlich um ihre geheimern Gründe, um ihre innere Haltbarkeit, zweifeln daran wenig und selten: führen sie aber glüklicher ins praktische und, wenn sich so sagen läßt, ins kleine Leben herab; sehen ihre Beziehungen und Anwendungen auf das Individuelle sehr

leicht und schnell ein, und bilden sie eher zum Eigenthum des ganzen Menschen.

Wie sollten sie auch im Stande, und folglich aufgelegt seyn, sich Jahre lang mit Untersuchungen abzugeben, welche ununterbrochen fortgesezt seyn wollen: da sie durch das Physische in ihnen, durch — wenn auch nicht immer zum Bewußtseyn gelangende, doch selten ganz schweigende Reize desselben unaufhörlich im Denken gestört, so oft durch — wenn auch kleine vorübergehende Kränklichkeiten gebeugt und zu steten Unterbrechungen gezwungen werden? Hat der Mann schon so viel an seinem Körper zu tragen, daß er, unter dessen Druck, so schwerlich und selten einen reingeistigen Gedanken zu Stande bringt und mit Kraft und Dauer sich vorhält: wie vielmehr das Weib? Hat Plato recht, wenn er klaget, daß sein Geist im Kerker sey: o er würde noch weit mehr recht gehabt haben, wenn er ein Weib gewesen wäre! —

Hieraus ergeben sich nun allerley Resultate, welche die tägliche Erfahrung bestätiget. Die Frauen interessiren sich in der bürgerlichen Welt nur für das mit Innigkeit, was mit ihrem

Hauptgegenstande näher oder entfernter zusammenhängt.

Die gute Frau
Und die weise (es wohnt der Frauen Weisheit im Herzen)
Lebt in der großen Welt für die kleine nur;
Uebet im Stillen dort so manche höhere Tugend,
Zwar nicht dem Ruhme, aber der Liebe bekannt
Und belohnet von ihr — wie nimmer Verdienste des Mannes
Von dir, du fremde, neidische große Welt.

So schreibt selbst ein Weib — Marie Mnioch.

An politischen Ereignissen, und wären es die bedeutendsten, nehmen Frauen nur Theil, in wiefern sie jene Beziehung auf ihre Hauptangelegenheit haben. Ihnen ist es sehr gleichgültig, welcher von den Göttern der Erde dem andern zur Geißel wird und im Frieden den Sieg behält, wenn nur dem Menschenopfern dadurch Einhalt gethan wird. Beym

Druck eines Tyrannen denken sie nicht an diesen, aber — wohl ihnen! — desto inniger an das Elend der Gedrückten. Die meisten möchten den ehemaligen französischen Adel lieber in alle seine fürchterlichen Vorrechte eingesezt, als demüthig im ärmlichen Bürgerkleide durch Anstrengung und Fleiß in fremden Landen sein Brod erwerbend — sehen. Die meisten gäben die ganze Summe der großen zu Millionen hindurchgedrungenen Resultate der französischen Revolution hin, wenn sie dafür einen Zug unglüklicher Emigranten, der unter ihrem Fenster vorüberwankt, in seinen vormaligen häuslichen Wohlstand versetzen könnten.

Aber wie viel scharfen und richtigen Beobachtungsgeist und zarten edlen Sinn haben sie für die Naturwelt und alles in ihr. Karl, Karl — sollte nicht hier schon ein zweyter Punkt seyn, wo sie über uns stehen? Ich will kein Gegenstück von unsrer Art die Natur zu schätzen und zu genießen entwerfen. Manche Portraite, welche unserm daran gewöhnten Auge gar nicht auffallen, nehmen sich auf der Leinwand aus wie Karrikaturen. Siehe Dich selbst um; Du hast ja wohl Deine Augen gesund bewahrt. Ich weiß nicht,

mit welcher halbschwermüthigen halberfreulichen Rührung ich immer bemerkt habe, wie auch hier die Frauen sich so vor allem für das interessiren, was ihrer eigenen und höchsten Angelegenheit näher liegt; und hier liegt ihm gar vieles nahe. Laß uns vom Kleinen anfangen.

Wie sorgsam können Weiber ihr Gärtchen (wäre es auch allenfalls nur eins vor dem Fenster) und die Pflanzen darin warten und pflegen, weit weniger um Blumen zu pflücken, als sie aufblühen zu sehen, noch weniger um die Früchte zu haben, als sie wachsen und reifen zu machen: indeß der Mann sich die Blumen gefallen, die Früchte gelüsten läßt, unbesorgt und gleichgültig gegen die Pflanze, die ihm jene, gegen den Baum, der ihm diese trägt — wenn nicht besondere Umstände vorwalten, von denen hier keine Rede seyn kann. Solltest Du, lieber Karl, nicht oft, auch bey sehr jungen ganz unbefangenen Mädchen gesehen haben, daß sie mit zärtlicher Sorgfalt ihre Blumenstöckchen warteten, von einem Fenster zum andern trugen, um ihnen im Winter Mittagssonne, im Sommer Schatten zu geben; und wenn nun endlich die mühsam er-

zogenen Blumen aufbrachen, so schenkten sie sie gern — irgend Jemand, der ihnen nur einigermaßen lieb war? u. s. w. Nicht das Seyn, sondern das Werden hat für sie das höchste Interesse. Dichter der Sakontala — wie gut wußtest du das! und wer hat dies je in der Nachbildung wie du erreicht? —

So wie sich in der Liebe zur Pflanze reine Weiblichkeit offenbarte, so, und noch weit mehr zeigt sie sich in der Liebe zum Thier. Laß uns von Hausthieren sprechen. Wie oft ist z. B. der Hausherr unwillig, wenn der ihm sonst liebe Hund schon wieder trächtig ist; die Hausfrau schweigt und macht dem Thiere sein verborgenes Bettlein, wo es heimlich und ungestört seine Jungen hervorbringen und erziehen kann. Der Hund ist unartig gewesen, der Mann will ihn züchtigen: sie läuft zu, hält ihm den Arm mit der Ruthe — „Er ist trächtig“ — das ist ihr genug, um ihn in Schutz zu nehmen.

Es sind das im häuslichen Leben vorüberfliegende Kleinigkeiten: aber eben um deswillen, dünkt mich, ist desto mehr Charakter darin; hier nimmt man sich nicht die Mühe, aufmerksam auf sich zu seyn oder wohl gar

Manier zu zeigen; hier folgt man unbefangen der Leitung der Natur, und sie leitet wohl.

Siehe, dort gehen zwey Geschwister, ein Bruder und eine Schwester, im Walde spazieren. Beyde sind ziemlich in gleichen Jahren, vielleicht im zehnten sie, im eilften er; beyde sind ganz unter einerley Verhältnissen aufgewachsen; beyde haben vollkommen gleiche Erziehung genossen, oder meinetwegen auch gar keine. Der Bruder entdekt ein Vogelnest; beyde freuen sich: aber auf gleiche Weise? Adolf macht Anstalt, den Baum hinauf zu klettern. Minchen bittet und flehet, er soll es nicht thun.

„Die armen Thierchen — laß sie in Frie„de! du bist auch ein guter Adolf" —

sagt sie.

„Nun — ich werde ihnen nichts zu Leide „thun: ich will nur nachsehen" —

meynt er;

„ich bringe Dir auch Eins zum Ansehen „mit herunter!"

Ansehen — das ließe sich hören; ihre Neugierde streitet mit ihrer Besorgnis, Adolf möchte dem Thierchen Schaden thun. Indeß ist der Knabe hinauf. Er ruft von oben:

„O, allerliebste Dingerchen! sie sind bald „flücke!" —

Sie horcht hoch auf. Da bringt der Muthwillige die ganze kleine Familie herab, ohne Lust zu haben, sie wieder hinauf zu thun. Sie barmt, sie bittet, sie fleht — er bleibt unbewegt. Sie stellt ihm die Traurigkeit und Angst der Alten vor, wenn sie kommen und ihre Kleinen nicht mehr finden; die Sehnsucht der Kleinen, wenn die Alten nicht zu ihnen kommen würden — er trabt ruhig fort. Den ersten Tag freuet er sich des kleinen Völkchens und füttert es sorgsam; den zweyten fängt er schon an es zu vernachlässigen. Da nimmt das Schwesterchen die Kleinen in ihre Obhut, sorgt und kümmert sich um sie, füttert, bedekt, wärmt und zieht sie groß: und sie sind doch des Knaben Eigenthum.

Mit Mühe enthalte ich mich, mehr dergleichen Dinge anzuführen, denen Du hoffentlich ihre Wahrheit nicht ableugnen wirst: und komme auf ihren Sinn für Menschen in der Naturwelt. Was interessirt sie mehr, als die Verhältnisse der Ehegatten gegen einander? der Kinder gegen die Aeltern, der Aeltern gegen die Kinder? was mehr, als Erziehung, und das gegenseitige Benehmen aller Theile der

Familie gegen einander? selbst der Dienstboten — in wiefern auch diese zur Erhaltung des Wohlstandes des Hauses und zur Wartung der Kinder gehören? — Sie verstehen sich am besten auf Ländlichkeit und ländliches Leben — auf ländliche Wohnungen, auf Simplicität in Nahrung, auf ländliche Feste und Vergnügungen, u. s. w. Da sind sie mit ganzer Seele, indeß der Mann nur gar zu oft seine Stadt mit aufs Land nimmt und auch da den Städter macht. Daher sprechen sie auch so gern von Einrichtung eines guten, zum Wohlstand der ganzen Familie beytragenden Hausstandes; von Kindern, ihrem Wesen und Sinn — mögen die Kleinen ihre eigenen oder fremde seyn; von ihren Eigenheiten und Charakteren, von den Entwickelungen ihrer Talente und Fähigkeiten; daher klagen sie so gern einander und mit so süßem Gefühl, wie sauer ihnen ihre Kinder geworden sind, u. d. gl. Doch sprechen sie davon gewöhnlich nur unter sich selbst: denn leider müssen sie fürchten, den meisten Männern durch solche Gespräche Langweile, und sie wohl gar zu lachen zu machen — da diese doch, und wenn sie es auch nur ihres eigenen Interesse wegen thäten, diese

schönen Züge der Natur hoch halten, schätzen, pflegen und nähren sollten.

Da ich in der Folge auf verschiedene dieser Dinge zurückkommen werde, so will ich nichts hinzusetzen, als daß wir Männer Schuld sind, wenn diese liebliche Blume der Weiblichkeit in ihrer vollen natürlichen Reinheit, mit Kultur, wie höchste Schönheit, sich immer seltner, und fast nur noch im Alterthum findet. Penelope beym Homer ist ein solches Weib.

Fünfter Brief.

Du hast recht, mein lieber Karl, ich hätte im Anfange meiner kleinen Charakteristik die Ausnahme anmerken sollen, die — weil sie eine zahlreiche Ausnahme ist — bemerkt zu werden verdient; und es ist mir lieb, daß Du mich daran erinnerst. Es giebt freylich eine gewisse Klasse von Weibern, welche in den neulich angeführten Dingen nicht nur bis zu der gewöhnlichen Gleichgültigkeit der Männer, sondern sogar bis zu einer Unempfindlichkeit, Här-

te — fast möcht' ich sagen, bis zu heimlich erbitterter Wuth gehen können. Aber welche sind das? Sey unpartheyisch und Du wirst finden, es sind fast nur solche, an welchen die Natur jenen Hauptzweck des weiblichen Daseyns nicht erreicht hat; welche die Seeligkeiten der Gatten- und Kindesliebe nie geschmekt haben, und nun in Jahren sind, wo sie darauf Verzicht thun müssen. Du hast recht — es giebt selten unter alten Männern so ganz widerliche Charaktere, als unter weiblichen Personen dieser Art in spätern Jahren: aber verdienen sie wohl so geradehin die Verachtung, mit welcher Du; oder den Spott, mit welchen man sonst gewöhnlich von ihnen spricht? Denke daran, mein Sohn, daß bey den jetzigen bürgerlichen Verhältnissen die Anzahl derer, welche unverschuldet in jenen Orden treten müssen, von Zeit zu Zeit sich mehrt, und daß man, wenn auch viele, wenn auch die meisten unter diese Unverschuldeten nicht zu zählen wären — doch, um nicht ungerecht zu werden, die ganze Klasse lieber mit heimlichen, wohl verborgenen Mitleid, mit sorgsamer Schonung, als mit Verachtung und Spott behandeln sollte. Gegen das Ganze des Geschlechts entscheidet aber

Deine Ausnahme nichts, denn — sie ist Ausnahme; ja sie bestätigt vielmehr, wie leicht einzusehen, meinen Hauptsatz.

Laß mich nun auf den Charakter, oder, wie man im gemeinen Leben spricht, das Herz natürlicher Weiber kommen. Es ist hier die Rede von Neigungen und Gemüthsbewegungen. Wie wird dieses Geschlecht durch jene eigenen Anlagen und Einrichtungen der Natur hier besonders modificirt und ausgezeichnet bestimmt? Wie äußern sich die gemeinsten menschlichen Neigungen an ihm? — Da wir von Neigungen nach unmittelbarem Genuß, oder nach Dingen, welche diesen unmittelbar gewähren, den Anfang machen wollten: so laß uns sehen, was halten natürliche — nicht verdorbene, aber auch nicht veredelte Weiber von den Freuden der Tafel, vom Genuß der Ruhe, vom Genuß der Thätigkeit, vom Genuß des Schönen? —

Von den Freuden der Tafel — Ueber diesen Punkt wollen wir kurz seyn: Du weißt, lieber Karl, warum! Ich fürchte, die Männer möchten hier nicht mit Ehren bestehen! Denn sie sind doch wahrhaftig die gewaltigen und leckern Esser und Trinker. Interessiren sich Weiber für die Tafelfreuden, so thun sie es offenbar nur

um der Männer willen, oder aus individuellen Ursachen, z. B. um den Wohlstand des Hauses zu zeigen, ihren Geschmak — ich meyne nicht den vierten Sinn — an den Tag zu legen, u. d. gl. Sie lieben vielmehr einfache natürliche Kost. Liebliche Früchte, zartes Gemüse, leichtes Bakwerk — das ists, was selbst diejenigen unter ihnen, welche kostbare Gerichte nicht nur anschaffen können, sondern auch müssen — am liebsten genießen. Ich kenne fast nicht Ein Weib, das der Natur so sehr entsagt hätte, sich, in Einsamkeit und Abwesenheit des Herrn Gemahls, eine kostbare leckere Tafel bereiten zu lassen: da hingegen jeder, der Männer überhaupt kennet, Beyspiele genug wird anführen können — wenn nicht sich selbst zum Beyspiele — von Männern, welche auch in Einsamkeit, recht eigentlich und einzig für ihren Gaumen, derb schmaußen und zechen.

Aus dieser Abneigung gegen die Freuden einer erkünstelten reizenden Tafel fliehen sie bekanntlich das Labsal der meisten Männer — geistige Getränke, und genießen einige Tropfen davon nur aus Gefälligkeit gegen uns oder aus Gehorsam gegen den Arzt. Wenn eine Dame Deinen Rheinwein lobt, so geht ihr das

gewöhnlich eben so wenig von Herzen, als wenn ihr Gemahl den Kopfputz Deiner Frau lobt — wofern Du eine hättest, und ihn nicht besondere Absichten oder eine gewisse rhetorische Figur leiteten.

So weit klingen diese Bemerkungen scherzhaft: aber sie haben ihre sehr ernste Seite. Lieber Sohn, was für Böses stiftet oder lässet doch jener Sinn der meisten Männer zu, welches sonst nimmermehr von ihnen gestiftet oder zugelassen worden wäre! Ich will mich nicht im Einzelnen hierauf einlassen: aber mit Schrecken denke ich z. B. an mehrere Sitzungen der ehemaligen französischen Nationalversammlung und des darauf folgenden Convents nach der Tafel! Auch wäre wohl mancher sogenannte Vertrag vor derselben nicht geschlossen worden. Das wissen denn auch die Gesanden und Residenten großer Herren sehr gut —— Das sind Odiosa! Weg damit! — — Ist jene Frugalität der Weiber auch nicht eigentliche Tugend, so ist sie doch besondere Anlage und Erleichterung, besonderes Hülfsmittel zu manchen schönen Tugenden an ihnen: und ich denke, der Mensch sollte solche Anlagen, Erleichterungs- und Hülfsmittel sehr hoch schätzen und bewahren, weil — er sie braucht.

Weiber sind um ihretwillen frey von den Schwächen sehr vieler Männer, den Werth einer Gesellschaft größtentheils nach der Tafel zu schätzen; dem Duft der reichen Besetzung derselben so nachzuspüren und nachzuziehen; sich in der elendesten Gesellschaft ziemlich wohl zu befinden, wenn man nur da gut speiset und trinkt; reichen glänzenden Thoren so oft Artigkeiten zu sagen, dergleichen Schurken so oft gelassen nachzusehen, weil sie splendid traktiren; sich leichter von ihren Pflichten, als von ihrem Koche, leichter von ihrem Gewissen, als von ihrem Johannisberger zu trennen; einen Marat um sich her toben, einen Robespierre um sich her würgen zu lassen, und indeß bey ihren Gesellen und Helfershelfern zu schwelgen, u. s. w. Doch noch einmal — weg damit! Es ist das wirklich eine gar zu kleinliche Sklaverey an so vielen Herrn der Schöpfung; indeß in dieser Rüksicht oft ein wahrhaft idyllischer Geist und patriarchalischer Sinn an ihren gehorsamen Dienerinnen strahlt, auch in Ständen, wo man ihn gar nicht vermuthen sollte.

Laß uns auf den Genuß der Freuden der Ruhe und der leichtern Thätigkeit kommen; ich meyne den Genuß der Freyheit von allen, und

der Freyheit von bestimmten, vorgeschriebenen, anstrengenden Arbeiten und Geschäften. Karl — wir wollen auch hier kurz seyn! wir haben auch hier unsere Ursachen! Denn sage — unter welchem Geschlecht giebt es jene feine Anzahl ächter Müßiggänger aus Neigung und Geschmack? Giebt es mehr Männer, oder mehr Weiber, welche, weil sie nichts thun müssen, auch nichts — gerade hin Nichts thun wollen? Für wen ist Großvaterstuhl und Sopha mehr im Hause: für das Weib oder den Mann? Wer drückt sie fleißiger, anhaltender, mit mehr Bewußtseyn und Wohlbehagen? Wer liegt lieber, wie die Auster auf einem Fleck, und strekt nur die Hand aus, um Essen sich zuzulangen? —

Doch wir wissen uns zu helfen — wir! Wir lachen der immerwährenden Beschäftigungen, welche die Frauen so gern verrichten; der kleinen Geschäftigkeit, die sich immer an ihnen regt; des ewigen Schästerns, das sie so sehr verschönt — wie ein Portrait erst durch Handlung Interesse bekömmt; wir nennen das geschäftiges Nichtsthun, Tändeley ꝛc. und zucken wohl gar die Achseln darüber. Ich wollte die Weiber, welche so gezukte Achseln sähen, fragten nur die

zuckenden Herrn: „Aber was thut denn eigentlich ihr?“ —

„Ey nun“ — würde es oft genug heißen, wenn man die Wahrheit sagen müßte — „wir berechnen Procente, empfangen und quittiren Interessen, beurtheilen die Angelegenheiten der Staaten nach unsern Einsichten und Muthmassungen“ — —

„Ist das Arbeit? Hören Sie mich, Ma„dam“ —

würde ein Anderer sagen;

„Ich sammle nun ins fünfte Jahr Varian„ten aus einigen jezt erst entdekten Codicibus „Guelferbytanis zu Lykophrons berühmter, „aber leider durchaus unverständlicher Cas„sandra“ —

„Pedanterey; mechanisches Machwerk — würde ein Dritter einfallen;

„Madame, haben Sie wohl etwas von Fich„te und einer gewissen Wissenschaftslehre ge„hört? Nun — der Mann sagt darin, sein „System sey kein anderes als das kantische „— Ich glaube nicht, daß das sein Ernst „sey; und wenn er's ist, so — will ich ihm „beweisen, daß Er sich selbst falsch verstan„den habe! Aber ich halte das für nichts als

„nichtige Schonung! Nieder damit —! Zu
„dem Ende stelle ich neue Untersuchungen an
„über Ich, Nichtich, Unich; Selbst, Nicht-
„selbst, Unselbst; Ichheit, Nichtichheit;
„Selbstheit, Unselbstheit" — —

Und so weiter —

„Sehr werthe Herren —

sollte darauf mein Weib antworten;

„Ich will mit Ihnen — Herr No. 1 —
„nicht rechten, ob zu der Geschäftigkeit, über
„welche Sie die Achseln zucken, oder zu der,
„welche sie betreiben, mehr Geist, mehr an-
„haltende Aufmerksamkeit, mehr Gewandheit
„und Gelenkigkeit der Seele u. s. w. erfor-
„dert wird; ich will freygebig seyn und Ih-
„nen zugeben: zu den Ihrigen! — Ich will
„mit Ihnen nicht rechten, ob die Dinge, wel-
„che Sie anführen, von der Art sind, daß
„wir Weiber, wenn man sie uns übergäbe
„und wir uns nur ein wenig daran gewöhn-
„ten, sie nicht eben so gut, vielleicht mit
„mehr Behendigkeit, wenigstens mit weniger
„Aufheben — betreiben und ausführen könn-
„ten; ich will freygebig seyn und Ihnen zu-
„geben: das könnten wir nicht! — Meine
„Herren No. 2 und 3 — ich will mit Ihnen

„nicht rechten, ob die Arbeiten, worauf sie
„die Kräfte Ihres Geistes verwenden, nun
„gerade das Edelste und Heilsamste sind, wor=
„auf sie gewendet werden könnten, ob Sie
„damit Ihre Bestimmung für die Welt er=
„reichen; ich will freygebig seyn und Ihnen
„zugeben: Ja, so ists! Aber dafür seyn Sie
„auch so — nicht freygebig, sondern gerecht
„gegen uns, uns zuzugestehen, daß unsere
„„kleinen" Beschäftigungen unserer Natur
„angemessen, daß sie nützlich sind für die Fami=
„lie, und eben dadurch für den Staat — weil
„dieser aus Familien, und für die Welt —
„weil diese aus Staaten bestehet; daß man
„unrecht thut, wenn man das, was wir
„thun, im Allgemeinen hin schwach, das,
„was Sie thun, im Allgemeinen hin stark
„nennet: weil schwach und stark nur relative
„Begriffe sind, welche sich auf die individuel=
„len Kräfte der Wesen beziehen; daß also
„das Geschöpf, welches mehr Kräfte hat, als
„es anwendet und anwenden will, schwach
„handelt, und wenn es so viel als zehn wacke=
„re Menschen thäte — indem es aber die
„Kräfte eines Halbgotts hat und so viel als
„hundert thun könnte; daß im Gegentheil —

„— Doch sie lächeln noch mehr; Sie verbeu-
„gen sich; Sie nennen mich eine Philosophin,
„gegen deren Raisonnements man eben so we-
„nig einzuwenden haben dürfe, als gegen die
„Verse einer Dichterin —: gut, meine Herrn,
„dann hab' ich Ihnen auch nichts mehr zu
„sagen, und appellire an Menschheit und Ge-
„rechtigkeit" — —

Da hast Du mich alten geschwäzigen Deklamator, Karl! Doch der Sermon stehet einmal da, und mag da stehen, denn er ist recht und wahr. Jezt ruhiger weiter! —

Eigentliche Ruhe findet man an Weibern selten; ihre Ruhe ist mehr Muße als Unthätigkeit. Auch ermüdet, auch sich erholend, wollen sie immer Etwas, sey es auch, was es sey, thun. Wenn es auch wahr seyn sollte, daß sie weit weniger Hang, als der Mann, zu eigentlichen Geschäften — dem gemeinen Sprachgebrauch nach — hätten: so ist doch auch das wahr, daß sie weit weniger Hang zum eigentlichen Nichtsthun haben. Sie lieben auch im Ganzen die Geschäftigkeit, zu welcher sie bestimmt sind, weit mehr, als die Männer die, zu welcher sie bestimmt sind. Das beweiset die trauriggroße Anzahl von Männern, welche,

aller Gerechtigkeit zum Hohn, blos für den Zeitvertreib leben, weil sie — Geld dazu haben. An ein Leben in und für bloßen Zeitvertreib gewöhnen sich Frauen nur nach und nach, und gewiß mehr aus Gefälligkeit, als Neigung. Und selbst solche Verwöhnte — sind sie nicht von Männern abhängig, ich meyne: sind sie allein oder unter sich: so lieben und üben sie z. B. das Spiel nicht — kaum wenig Ausnahmen zugestanden. Da wird von ihnen lieber Eins gesungen, gescherzt, erzählt, geschwazt, von häuslichen und Familienangelegenheiten, von Kindern — eigenen oder fremden; da wird lieber Putz arrangirt, anversucht, vorgezeigt, kritisirt —: und ich finde darin weit weit weniger Lächerliches und Zweckloses, als in den vielen Zusammenkünften von Männern, wo man nur den Hut aus der Hand legt, um die Karte in die Hand zu nehmen — andere gute Folgen von jenem, üble von diesem, gar noch nicht zu erwähnen! —

Sechster Brief.

Wie, mein Sohn, Du fürchtest im Ernst, ich möchte, gerührt durch die häufige Zurücksetzung der Weiber, anstatt ihnen ihr Recht wiederfahren zu lassen, ihnen zu vieles Gute, oder wenigstens den Männern zu weniges — nachsagen? Du zählst mir her, daß, nach meiner Schilderung, die Weiber immer die bessern Menschen wären — was jedoch im Allgemeinen eben so wenig einzuräumen sey, als das Gegentheil; und das ich aus ihrem Naturgeschichtschreiber ihr Apologet, ein Frauenlob, zu werden scheine? —

Hiergegen habe ich nun, mit Deiner Erlaubnis, hauptsächlich zweyerley einzuwenden. Erstlich — es ist gut gethan, auch einen schlechten Redner zu Ende kommen zu lassen, ehe man Resultate aus und über ihn ziehet. Ich bin aber noch lange nicht am Ende. Als Warnung von Dir mag es hingehen: denn wahr ists freylich — die Liebe zu einem Stoff wächset unter

der Behandlung und Aneignung; hier trifft das Wort mancher Aeltern ein: Liebe findet sich, wenn ihr nur erst gehörig zusammen seyd; wahr ists auch — man kann bey einem so lieb gewonnenen Gegenstande, troz aller Vorsicht, troz alles Strebens nach gemeiner Natur, bewußtlos, zuweilen ein wenig ins Idealisiren fallen — und wenn man Rousseau wäre und Confessions schriebe. Ich kann mir sehr wohl denken, daß es dem vortrefflichen Richardson vom Herzen ging, als er jenem Mückenseiger, der ihm vorwarf, sein Grandison werde, als unerreichbares Ideal, schädlich werden — antwortete: „Herr, was kann ich dafür, daß er's geworden ist? Mein Wille war's wahrlich nicht!" —

Das zweyte, was ich gegen jene Beschuldigung vorzubringen habe, ist diese Frage: Muß es denn nicht so kommen, daß ich hier — hier, sag' ich — die Weiber besser finde, als die Männer? Wie kann ich denn das Beyspiel der Männer hier brauchen? Nicht wahr — nur in wiefern sie nicht Weiber, aber nicht in sofern sie Männer sind. Die Aufzählung ihrer Vorzüge, das, was sie zu Männern macht, und von einer Seite über die Weiber erhebt

— indeß diese von einer andern höher stehen: dies gehört ja nicht hieher, sondern in ein Werk: „Ueber Männlichkeit und männliche Bestimmung" — welches Du wahrscheinlich ausarbeiten wirst, und in welchem ich Dich bitte, auch den Männern nichts zu vergeben, was von der Natur ihr Eigenthum, und nicht usurpirt, oder wohl gar hergeprahlt ist. Daß ich, wenigstens mit Wissen, Niemand Unrecht thue: dazu wirst Du heute Belege finden, indem ich Dir von dem Genuß des Schönen bey jenem Geschlecht schreibe.

Schönheit nehme ich hier vorerst in dem weitesten Sinn; also kurz: für ästhetische Vollkommenheit aller Art im Reiche der Wahrheit und der Täuschung. So befaßt sie denn erstlich das Erhabene, Große oder Prächtige und Edle. Ich nehme diese drey Gegenstände zusammen, weil sie sich einander im Wesen und in der Würkung nähern und ähneln, obschon sich allerdings nicht ganz gleichen.

Was ist nun vom Geschmack der Frauen an diesen Gegenständen zu sagen? Ich denke — wenig — oder nichts. Vergiß es nicht, mein Karl, wir sprechen nur von Frauen, in denen blos das, was ihnen die Natur gab, entwickelt;

nichts durch Wissenschaft und wahre Kultur hinzugethan, nichts durch Unterdrückung oder leere Politur davon genommen ist. Also bey ihnen ist hiervon wenig, oder vielmehr nichts zu sagen: denn sie finden keinen Geschmack daran, haben keinen wahren Genuß davon. Es kann sie das Erhabene, Große, Prächtige — frappiren, sie können es anstaunen, können sich davor beugen, können ihm, als neu, einige Aufmerksamkeit schenken: aber sie fühlen den allmächtigen Aufschwung des Geistes zum Unendlichen — nicht dabey. *) Ist das wahr, was ich mir von der Beschaffenheit der Empfindun-

*) Kein großer Schriftsteller will wohl mehr cum grano salis verstanden seyn, als Jean Jaques Rousseau. Ohne Wortdeuteley und Buchstabenklauben heißt es bey ihm: der Geist ists, der lebendig machet, das Fleisch ist kein nütze. Alle Erziehungsversuche, bey denen man seinen Emil geradezu realisiren wollte, scheiderten jämmerlich: aber kein Buch der Welt hat für Erziehung so viel Gutes gewürkt, als sein Emil. Kein Theorist und Kritiker der Tonkunst verwickelt sich mehr in Inkonsequenzen, Widersprüche und — Wunderlichkeiten, als er: aber von keinem können wahre Künstler mehr lernen, als von ihm. So ist es wohl auch — um

gen des Erhabenen u. s. w. denke, daß sie nehmlich zusammengesezt sind von einem Gefühl

---

von der empfindungsreichsten Kunst auf die empfindungsreichsten Menschen zu kommen — mit Rousseau's hin und wieder vorkommenden Entscheidungen über das weibliche Geschlecht. Alles cum grano salis! Der Geist ists, der lebendig machet! Vielleicht wollen z. B. seine sonst drückendharten Aeußerungen in dem mit Recht berühmten Briefe an d'Alembert nichts weiter aussagen, als was ich oben zu behaupten wagte. Dort schreibt der Philosoph, der für Weiber so viel that, der um Weiber so viel litt, der seine Engel alle in ihr Geschlecht kleidete, der bey Betrachtung seiner eignen Geistestochter, seiner Julie, die er doch nur für treue Menschenkopie hielt, entzückte Freudenthränen vergossen haben soll — unter anderm:

Les femmes en général n'aiment aucun art, ne se connoissent à aucun, et n'ont aucun génie. Elles peuvent réussir aux petits ouvrages, qui ne démandent que de la légéreté d'esprit, du goût, de la grace — — mais ce feu celeste, qui échauffe et embrase l'ame, ce génie, qui consume et dévore — ces transports sublimes, qui portent leurs ravissements jusqu'au fond des coeurs, manqueront toujours — —.

der Schwermuth über die Beschränktheit unsers Wesens, das Unendliche nicht fassen, und von einem Siegesgefühl, es doch ahnden, empfinden und sich selbst nahe fühlen zu können*); so empfinden die Frauen nur den ersten Theil des Ganzen dieses Gefühls; es gehört daher bey ihnen zu den gemischten unangenehmen Empfindungen, sie entziehen sich also demselben lieber. Laß uns die Erfahrung vergleichen.

Walten nicht besondere Umstände über ihnen, oder sind sie nicht seltene Ausnahmen von dieser Regel, so bringen sie es z. B. in Klopstocks Messias oder Ossians Fingal schwerlich bis über den ersten Gesang. Von den Oden des erstern lassen sie sich schon eher diese oder

---

und weiter hin noch schlimmer von ihren Geistesprodukten:

ils sont tous froids et jolis, comme elles; ils auront tant d'esprit que vous voudrez, j'amais d'ame, u. s. w.

*) Ausführlicher habe ich darüber zu sprechen versucht in den Blicken in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie — S. 74 — 76.

jene gefallen, blättern aber doch lieber an das Ende des Büchleins und halten sich an die schöne Zugabe der Elegien, oder beym Ossian an seine Lieder von Selma. Mozart in seiner Musik, wo er wirklich als Mozart so gewaltig einhergehet — was bekanntlich oft nicht ist — macht ihnen nur bange. Don Giovanni sehen sie wohl gern: aber — sie sehen ihn. Hingegen Naumann, Paisiello, Martin entzücken sie. Shakespear's Hamlet, wenn er keine Ophelia; Lear, wenn er keine Kordelia hätte — würde ihnen nicht gefallen. Der berühmte Hamilton reisete mit einer Dame, welche nachher als eine der gebildetsten Kunstliebhaberinnen, doch in der Form ihres Geschlechts, der Welt bekannt worden ist — durch Italien, und zeigte ihr die berühmtesten Kunstsammlungen. Laokoon erschütterte sie und sie ging bald von ihm; den sogenannten farnesischen Herkules vermochte sie durchaus nicht genau anzusehen, noch weniger die schrekliche Schöpfung Michel Angelo's in der sixtinischen Kapelle; mit innigem Gefühl verweilte sie vor dem Antinous und — einer bekleideten Venus: aber mit Thränen im Auge riß sie sich nur nach langem Verweilen

von der Niobe los, um wieder, und immer wieder zu ihr zurükzukehren.

Denn, wenn die Frauen jene Gegenstände und die durch sie erregten Empfindungen mehr scheuen: so lieben und genießen sie auch dafür mit ganzer voller Seele das Schöne im engern Sinn des Worts — ich meyne: was den Charakter der Grazie und Anmuth hat. Ferner ist ihre Liebhaberey gerichtet auf das, was von jenem nicht weit entfernet liegt: auf das Naive — den Abdruck der kindlichen, idyllischen Unschuld und Fröhlichkeit; und auf das Niedliche — was den Schein des Großen hat, ohne seine Kraft zu besitzen. Ich finde den Grund dieses ihres Geschmaks in jener Grundbestimmung ihres Wesens, in der ich alles ächtweibliche finde. Die Ableitung daher ergiebt sich von selbst. Ist doch die Idee des erstern so wie das Gefühl dafür — wenn ich so sagen kann — schon geschlechtsmäßig! Lächelt uns das zweyte doch am reinsten und lieblichsten an in der Kinderwelt! Das dritte folgt aus dem vorhergegangenen Satze von selbst.

Sie lieben Schönheit — selbst an ihren Schwestern, und lassen ihr öfter Gerechtigkeit

wiederfahren, als die Männer: nur müssen sie, natürlicher Weise, von jener Schönheit ihrer Schwestern nicht Abbruch für sich, nicht Gleichgültigkeit gegen ihre Reize, nicht Untreue ihrer Geliebten u. d. gl. zu befürchten haben. Es ist ein alter, verlegener, und kümmerlicher, kleinlicher Spas: kein Weib duldet, daß ein anderes in seiner Gegenwart als schön gelobt werde! Ist sie ein wirkliches Weib und nicht etwa nur eine Dame, so duldet sie es gern; ist sie aber der Liebe eines Mannes, oder wenigstens der Aufmerksamkeit mehrerer auf sie gewiß: so duldet sie es nicht nur, sondern spricht selbst gern mit. Jedoch gebe ich auch zu, was zuzugeben ist — daß nehmlich der Verdacht der Frauen hier etwas weit gehet; wofür Du mir aber auch zugestehen wirst, daß die Männer durch Nachlässigkeit, Leichtsinn, Untreue ꝛc. wenigstens eben so viel Schuld tragen, als sie. Ich glaube mit Recht behaupten zu können: unter jenen Voraussetzungen — daß nehmlich ihr eigenes näheres Interesse nicht Gefahr laufe — betrachten sie schöne Mädchen und Weiber im Allgemeinen als Gegenstände des Schönen, und folglich mit Wohlgefallen; oder, wenn auch ohne klares Bewußtseyn, als liebenswürdige Gegenstän-

de, welche eben durch diese Eigenschaft um so fähiger werden, jenen großen Naturzweck zu erreichen. Deshalb, denk' ich, interessiren sie sich auch — wieder unter jenen Voraussetzungen — mit solchem Wohlwollen, mit solcher Lebhaftigkeit, Feinheit, Theilnahme und Delikatesse für kleine unschuldige Liebeshändel Anderer, auch solcher, mit denen sie übrigens in gar keiner Verbindung stehen. Deshalb sind sie — wie ich hier in Parenthesi beybringen will — so gern förderlich und dienstlich dabey; nehmen aufrichtigen Antheil an der Erzählung jeder neuen Verbindung, an der Geburt jedes neuen Erdenbürgers, auch wenn sie die Personen nur ganz von weitem kennen; beklagen jedes liebende Paar, das der Tod oder die Verhältnisse trenneten, so herzlich; erhalten auf eine uns Männern oft unbegreifliche Art die vollständigen Familienregister einer großen Anzahl Menschen bis in späte Jahre sich im Gedächtnis; können uns die Abstammungen, das sich Zusammenfinden der Familien, die Anzahl der Kinder, deren wichtigste Schiksale, die ausgezeichnetsten Glüks- oder Unglüksfälle der Häuser u. d. gl. noch in Jahren erzählen, wo jene wohl schon modern.

Laß mich eine kleine Deduktion hersetzen, mein Karl; und gebrauche sie wie Du willst. Die Weiber sollten nach dem Willen der Natur mehr eigentliche Schönheit, mehr Anmuth und Grazie, mehr Lieblichkeit *) besitzen, als die Männer. Aber glaube nicht den Egoisten, welche behaupten, das sey so, damit sie nur den Mann, dem sie ihre Gunst schenken wollen, zu gleicher Zärtlichkeit reizen könnten; sondern sie sollen dadurch über das ganze Geschlecht der Menschheit die Ideen von, und die Empfindungen für Anmuth, Grazie, Schönheit, Liebe, Sanftheit, Natursinn, stille Freude; und dadurch die liebenswürdigsten Tugenden der Humanität verbreiten und erhalten, und so einen edlen Theil auch zur moralischen Vervollkommnung des Geschlechts beytragen. Nicht nur für den Ackerbesitzer blühet das Blauglöckchen auf seinem Rain; nicht nur zum Abmähen und — Hungerstillen seines Thiers ist es da. Um jene edle Würkung aber zu lei-

---

*) Lieblich ist, denk' ich, was man lieben muß; liebenswürdig, was man lieben soll.

sten, mußte ihr Körper zarter gebauet werden. Zartheit ist nicht möglich ohne Schwäche — oder vielmehr, wenigere Stärke im Vergleich mit dem Manne. Aus diesem Verhältnis fließt nicht etwa der abscheuliche, von den Nimrods der Welt abgezogene Grundsatz: der Stärkere ist natürlicher Herr des Schwächern; sondern: der Stärkere ist der natürliche Schutz desselben. Dieses ist denn auch ein Verhältnis zwischen Mann und Weib, das die Natur so deutlich wünscht, und worein das Weib so gern sich füget. Es will ja gern den Mann schätzen und ehren als seinen Schutz: will der Mann immer eben so gern für seine Schuzgenossin sorgen, sie vertheidigen, sie schonen — ? —

Karl — ich mag heute nicht weiter schreiben. Laß mich hier aufhören und nächstens fortfahren.

Siebenter Brief.

Du hast mir auf meinen lezten Brief noch nicht geantwortet, und es ist mir dies lieb, mein Sohn. Ich fahre jezt unmittelbar da fort, wo ich neulich, von einem sonderbaren Gefühl ergriffen, aufhörte. Bey dem zulezt angeführten bescheidnen Sinn der Frauen gewinnen die Männer — in vollen natürlichen Sinn dieses Worts — ungemein. Diese werden von ihnen betrachtet, gleichsam als erhabene Gegenstände in der Form der Menschlichkeit. Und wahrlich dies soll und kann auch der Mann seyn; und er ist es wirklich — nicht nur im idealischen Naturstande, sondern auch in der gemeinen Welt, im Staate — freylich mehr im republikanischen — jezt freywilliger Vertheidiger des Vaterlandes in Waffen, jezt Retter und Schutz der Unschuld als öffentlicher Redner, jezt Theilnehmer der Regierung als selbstständiger Bürger, u. s. w.

Ja selbst unter beschränktern, weit beschränktern Verhältnissen erblicken die Frauen die Männer so gern in diesem Lichte. Sie verstummen und beugen sich vor ihren Einsichten, Kenntnissen und Wissenschaften, die so oft nichts als gelehrt scheinender, die Sache verwirrender und verdunkelnder Wortkram sind — die Sache, welche ihr gesunder natürlicher Verstand oft weit deutlicher und schneller übersiehet.

Aus jenem Sinn der Frauen entstehen nun die schönen, für jeden, der noch empfinden kann, rührenden Aeußerungen der Bescheidenheit, der Achtung, des zuversichtlichen Vertrauens des Eheweibs gegen den Ehemann — vielleicht des wohlthätigsten und reitzendsten aller Verhältnisse, in denen beyde stehen können. Wahrlich, mein Karl, die Weiber sind hierzu immer willig und bereit: aber nicht immer die Männer. Wie viele sind nicht hart und despotisch, *) oder feig und weibisch: und kann

---

*) Vortrefflich sagt der wackere Verfasser des Buchs über die Ehe: Eben weil die Männer stark sind, müssen sie den Gedanken verbannen, im Hau-

in beyden Fällen das Weib jene Empfindungen gegen sie haben? Muß das Weib im ersten Falle, mit seiner offnen vertraulichen Seele, nicht verschüchtert werden? Muß es im zweyten den Feigen und Weichling nicht verachten? — Willst Du dir aber die Wohlthat erzeigen, Dich jener schönen gegenseitigen Verhältnisse zwischen Gatten und Gattin zu erfreuen: so suche sie, wie alles Natürliche, mehr an kleinen Orten und auf dem Lande, als in großen Städten.

Wie sorgt nicht da die Frau des Herrn Bürgermeisters für des Gemahls Gesundheit, Erholung, Bequemlichkeit, wegen der vielen „wichtigen" Arbeiten, welche auf ihm liegen, und von welchen sie sich gern bescheidet, gar keinen Begriff zu haben. Wie freuet sie sich, wie viel thut sie sich darauf zu Gute, wenn sie sagen kann:

„Das hat mein Mann gethan!"

„Das hat mein Mann durchgesezt!"

---

se herrschen zu wollen. Wer soll also herrschen? Mus denn überall geherrscht werden? Nun denn — die Vernunft! —

So finden wir besonders auch die Gattinnen aller Landprediger. Wie leise geht die gute Frau auf den Fußspitzen; wie zischelt sie den Kindern Geschichtchen zu, um sie still zu erhalten; wie erzürnt sie sich über das Gesinde, wenn es Geräusch macht: denn der Mann studirt in der Nebenstube auf die morgende Predigt. Wie entrüstet sie sich, wenn in der Kirche hier und da eine von wöchentlicher Anstrengung ermattete Bäuerin den langen Sermon des Lehrers nicht trefflich finden, sondern darüber einschlafen kann! Mit welcher innigen Freude nimmt sie dagegen das Urtheil der Nachbarin an: Er habe heute eine recht erbauliche, recht ans Herz greifende Rede gehalten — —

Doch ich habe nicht nöthig, weiter zu kopiren. Wenn Du willst, kannst Du die Originale dazu, Gott sey Dank, noch ziemlich oft finden. Nach ihnen mahlte Voß seiner Louise, und Göthe seines Herrmanns Mutter: und herzlichen Dank ihnen von jedem, in dem sich noch Natursinn regt, für ihre trefflichen, erquickenden Gemälde. Nur daß wir Männer in der Wirklichkeit so oft und so unerkenntlich darüber hinwegsehen, bis wir etwa das Leere und Läh-

mende der Unnatur recht durchempfinden, und dann, vielleicht durch Kunst und wahre Lebensphilosophie, wieder zur einfachen Natürlichkeit zurükkehren, und so den scheinbaren Kleinigkeiten des stillen häuslichen Lebens einen ästhetischen und philosophischen Geschmack abgewinnen. Denn so wie Liebe zur Natur auf Kunst und Lebensweisheit führt: so führt Kunst und Lebensweisheit zurük auf Natur.

Doch ich entferne mich zu weit von meiner jetzigen Absicht. Ich komme zurück auf den Geschmack der Frauen. In wiefern dieser auf Gegenstände der Anmuth, Grazie, Lieblichkeit, in Wahrheit oder Kunst, bezogen wird: in so fern haben sie ihn in weit zarterm Gefühl, als die Männer, wenn auch nicht mit Gründen für dieses Gefühl, wie jene. In wiefern aber Geschmack auf Schönheit, im weitern Sinn, auf alles ästhetisch Vollkommene bezogen wird: in so fern — sie lesen mich nicht, also kann ichs ja wohl sagen — in so fern ist er ihnen, wie ich glaube, nicht zuzusprechen.

In alle dem also, was vornehmlich mit Geschlecht, wenn auch entfernt, zusammenhängt; folglich z. B. in Kleidung, Schmuck, Wahl derselben; in Lustbarkeiten, wobey sich die Rei-

ze eigener Schönheit am glücklichsten ankündigen, u. d. gl. — da sollen und müssen sie die höchste, entscheidende Stimme, das Ius de non appellando, besitzen. Hätte ich aber eine Frau und etwa einen Saal, den ich wollte mahlen und dekoriren lassen: so würde ich hier mir meine Stimme vorbehalten. Mein Mahler und die andern Leutchen, welche den Geschmack meiner präsumtiven Frau dabey in Versuchung führen könnten, würden bey ihr leichtes Spiel haben. Ich bin gewiß — immer vorausgesezt, daß sie nur ein gutes Naturweib wäre — der von den Herrn zulezt gemachte Vorschlag würde auch der beste seyn; und ihre ganze Bestellung würde darauf hinauslaufen: Machen Sie es nur, daß es sich hübsch ausnimmt! Sollte sie unter mehrern Probezeichnungen wählen: so behielt sie höchst wahrscheinlich die bunteste. Ich bin gewiß, wir verdanken unsern jezigen bizarren Geschmack in Tapeten, Zimmermahlerey und Zimmerdekoration am meisten den Frauen. Ging ich mit der meinigen ins Theater, und gäbe man etwa Glucks Ballet: der Tod der Virginia, (Ballets würde sie vorzüglich gern sehen) so, hoffe ich, würde ihre Illusion nicht gestört werden, wenn die edle Römerin im Kopfzeuge

à la Buonaparte erblaßte — nur müßte es sie hübsch kleiden. Bey Gartenanlagen bemerkt man bald, ob der Herr oder die Dame das Ganze dirigirten. Solltest Du deinen längst projektirten Kreuz- und Queerzug durch Chursachsen noch machen, so dürftest Du in dieser Absicht nur etwa den Garten bey Waldenburg und das Seyfersdorfer Th . bey Dresden vergleichen.

Alle diese und noch tausend andere dergleichen kleine Züge dürfen aber die Achtung des denkenden Mannes gegen die Frauen auch nicht im mindesten verringern; vielmehr giebt ihnen ihre Harmlosigkeit, Unbefangenheit, Leichtigkeit hierbey ein gewisses eigenes, schwer zu beschreibendes, aber, besinne ich mich aus frühern Jahren recht — sehr angenehmes Interesse. Laß mich noch einige solcher kleinen Züge, die, wenn auch nicht ganz eigentlich, doch allenfalls hieher gehören — anführen. Man spöttelt und witzelt viel über die Sprach- und Schreibverderberey der Weiber. Nun ja — Grammatik ist ihr Lieblingsstudium nicht: aber ich weiß nicht, ob es mir nur so ging — ich freuete mich ehemals mehr, wenn die Berlinerin, Deine Mutter, zu mir sagte: Lieber, komm doch einmal bey mich, als wenn sie sagte: komm zu

mir; und ein Briefchen, in welchem sie recht fleis-sig das und daß verwechselt, oder, nachdem ich sie darüber genekt, um sich aus der Sache zu ziehen, das eine dem andern in Parenthesi bey-gesezt hatte — war mir noch eine ganz besonde-re Herrlichkeit. Vielleicht gehet es uns damit, wie dem ächten geschmakvollen Kenner der An-tike mit — der freyen alten griechischen Künst-ler kleinen leichten Abweichungen von Zirkel, Lineal und Richtscheit in ihren klassischen Wer-ken *) —: sie scheinen jenem durch diese kleinen Nachlässigkeiten einen neuen, zarten, freyern Reiz zu gewinnen.

Ich muß aber aus gewissen, gleich an-zugebenden Ursachen noch einmal auf einen Punkt kommen, wo sich ihr Geschmack im glänzendsten Lichte, und oft in möglichster

---

*) Bekanntermaßen, oder auch nicht bekannter-maßen, finden geschikte Meßkünstler dergleichen klei-ne Nachlässigkeiten an den meisten Statüen der schönsten Blüthezeit griechischer Kunst. Selbst des sogenannten vatikanischen Apolls einer Fuß ist — ich weis nicht ob um Eine oder zwey Linien, länger als der andere.

Zartheit äußert — ich meyne: auf ihren Putz. *) Ich hoffe, Karl, Du bist keiner von den heutigen Deklamatoren — Philosophen nennen sie sich wohl auch —, welche hierüber nichts thun, als spötteln, und diese ganze weibliche Angelegenheit lächerlich, oder wohl gar verächtlich zu machen bemühet sind. Es thut mir sehr wehe, daß nicht wenige Weiber, vermöge ihrer allzugroßen Nachgiebig-

---

*) Es giebt Zeiten, wo man nie mehr misverstanden wird, als wenn man von Herzen spricht, und wo die Leute gewisser Wahrheiten so entwöhnt sind, daß man fürchten muß, sie nehmen das Einfachste und Herzlichste für Ironie und Satyre — so wie es andere giebt, wo man die bitterste Satyre für Ernst und Wahrheit zu nehmen im Stande ist. Das leztere wiederfuhr dem großen Machiavell mit seiner weltberühmten Satyre: der Fürst — welche noch jezt von Tausenden für seine plane Ueberzeugung gehalten und von — wenn auch nicht Tausenden befolgt wird. Das erste wiederfuhr dem größern Lessing und Kant von manchen Leuten, besonders Theologen — als jener in der: Erziehung des Menschengeschlechts, und in andern seiner Schriften manche orthodoxe Lehrsätze des Christianismus in Schutz nahm; als dieser, nach dargethaner Unzulänglichkeit

keit gegen die absprechenden Behauptungen der Männer, sich von diesen Herrn dahin haben bringen lassen, jene Angelegenheit wirklich sehr nachlässig und verächtlich zu behandeln. Mögen sie das engelländisch oder mögen sie es philosophisch, oder männlich oder frey nennen: recht und gut ists wahrhaftig nicht. Sollte Dich, wider mein Vermuthen und Wünschen, diese Mode ergriffen und angesteckt haben, so erinnere ich Dich vorerst an das, was ich im lezten Briefe von der Würkung weiblicher Schönheit — nicht nur auf Gefallen des Einen, sondern überhaupt auf Lebensfreude; nicht nur auf Lebensfreude, son-

---

der demonstrativen Beweise für das Daseyn Gottes, so hinreißend vom Glauben an ihn sprach. Das kann ihnen nicht von Herzen gehen: es steckt die bitterste untergrabendste Satyre dahinter — hieß es. Um diesem Maximum, des Kontrasts wegen, auch ein Minimum beyzusetzen, sage ich den Leuten, welche das oben im Text hier Gesagte etwa auch für Satyre oder Ironie nehmen wollten: daß es meine, und hoffentlich aller Männer, welche die Sache ansehen, wie sie ist, eigentlichste, volleste und ernstlichste Ueberzeugung ist.

dern auch auf sittliche Vervollkommnung — geschrieben habe; und dann führe ich Dir ins Andenken, daß durch geschmakvollen Putz reine Schönheit — ein so seltnes Ding, als reine Tugend — wenigstens nicht entstellt; nicht ganz mackellose, gehoben; und auch bloße Erträglichkeit zur Annehmlichkeit verbildet wird. Genug für heute.

Achter Brief.

Es ist mir lieb, mein Sohn, daß Du gerade über die Sätze meiner zwey lezten Briefe mit mir gleich denkst. Da mag es denn drum seyn, daß sie fast lauter Dinge enthalten, welche Jedermann selbst sehen könnte, wenn Jedermann selbst sehen wollte; die aber, gerade weil sie so gar nahe liegen, oft genug übersehen werden — so wie uns wohl überhaupt das ganz Nahe und ganz Entfernete gleich fremd bleibt. Vermöchte ichs, so zu schreiben, daß die Welt mich gern und mit Aufmerksamkeit läse, ich würde

ein Werk über das andere von solchen allzunahliegenden Dingen schreiben. Vielleicht ging es dann meinen Lesern, wie es mir als Jüngling ging, da ich zeichnen lernte. Nachdem mir mein Lehrer erst Landschaften vorgelegt und zergliedert hatte, ging ich in mich und dachte: Wie hübsch nimmt sich der und der und jener Baum auf dem Papier aus: ob sich denn wohl unsers Herrn Gotts Bäume auch so stattlich ausnehmen? Da ging ich denn hin und betrachtete unsers Herregotts Bäume, und sahe ihre Pracht und Herrlichkeit, und lernte sie schätzen, und mich ihrer freuen, und sie genießen. Vorher hatte ich nur — Etwas Grünes gesehen.

Deine Beschuldigungen der Weiber in Ansehung des Triebes nach Eigenthum und nach Ehre werde ich freylich nicht ganz abwenden können; im Ganzen magst Du recht haben: aber wir wollen doch auch diese Triebe und deren besondere Modificationen und Aeußerungen bey ihnen näher betrachten.

Du hast gehöret, daß schon von den Alten gesagt ist: die Weiber sind geizig. Ich aber sage Dir — wenn geizig seyn heißt, voll seyn vom Triebe nach Erhaltung und Vermehrung des Eigenthums: so ist jene Behauptung nur

halb wahr. Der zweyte Theil des Geizes, die Gewinnsucht, ist, mit Erlaubnis die Wahrheit zu sagen, männlich, nicht weiblich. Weiber sind furchtsam, wagen also nichts, und Du weißt das Sprüchwort; Männer sind unternehmend, wagen also, und gewinnen folglich — wenn's gut gehet: wenigstens wollen sie es. Die Frauen geben zwar gern und, haben sie es, gemeiniglich nicht wenig Geld aus für hübsche Wirthschaftssachen, elegante Geräthschaften, Putz u. d. gl. Aber dies geschiehet jener Behauptung unbeschadet: denn hier vertauschen sie nur die eine Art des Eigenthums mit einer andern von gleichem Werth. Die Sache bleibt denn doch die ihrige.

Wie oft hören wir nicht Ehefrauen über ihre Männer klagen, daß sie gar nicht ruhen könnten —

„Jezt —

heißt es;

„will er wieder bauen; jezt läßt er sich in die,
„jezt in jene Spekulation ein! Nun ja —
„er denkt freylich einen großen Nutzen davon
„zu haben: aber wie leicht kann es auch fehl-
„schlagen?"

Nun kömmt gewöhnlich hinzu:

„Da lobe ich mir die Familie X. oder Y. Die „Leutchen haben kein beträchtliches Vermögen: „aber sie halten das Ihrige zu Rathe! haben „Eintheilen und Haushalten gelernt" — —

Dies kömmt hinzu: denn der erste Theil des Geizes — Trieb nach Erhaltung des Eigenthums — ist ihr Antheil; Sparen ist eine Lieblingssache von ihnen; und zwar sind sie dabey sowohl genau — sparsam gegen sich selbst, als karg — sparsam gegen andere. Ja, ich gebe gern zu, daß dieser Trieb bey ihnen nicht selten bis zur ganz unnöthigen Aengstlichkeit gehet.

Welchen großen Vortheil die mit Geld — diesem Nichts, wenn man's hat — diesem fürchterlichen Dinge, wenn man's nicht hat — oft so leichtsinnig umgehenden Männer von jener Weiblichkeit haben — davon will ich gar nichts sagen: aber das muß ich erwähnen, daß ich mich, nach allem, was ich hierüber beobachtet habe, schlechterdings nie habe überzeugen können, daß Weiber das Geld schlechthin als Geld liebten — was denn doch beym Geize charakteristisch zu seyn scheint: sondern sie sparen und halten zusammen, meines Erachtens, aus derselben Grundanlage ihres Geschlechts und We-

sens, die ich überall hindurchleuchten, und alles in ihnen bestimmen sehe. Sie lieben das Geld als Mittel, den physischen Wohlstand der Familie zu befördern; sie sind ängstlich, damit dem Eigenthum des Hauses nicht so viel entrissen werde, daß sein Wohlstand darunter leiden könnte. Daher kostet es sie so wenig — vergiß es nicht, Karl, von natürlichen Weibern spreche ich — sich selbst manches Angenehme und Erwünschte zu versagen, um es den Mann oder die Kinder genießen zu lassen; daher geben sie uns nicht selten den rührenden Anblick, daß sie sich heimlich sogar Nothwendigkeiten abdarben, Lieblingsdinge entziehen, um dem verschwenderischen Gatten es möglich zu machen, seinen Neigungen nachzugehen, ohne dem Wohlstande der ganzen Familie zu schaden.

Und nun Etwas von ihrem Trieb nach Ehre — von ihrem Stolz. Ihr Stolz ist — zu ihrem und unserm Besten, wie zu ihrer Pflicht — durch ihr Aeußerliches zu gefallen. Dieser Galanteriestolz, wenn ich ihn, ohne zu beleidigen und ohne misverstanden zu werden, so nennen darf — ist auch fast das einzige wirklich Weibliche, was man den Damen der großen Welt gelassen hat, was man noch ziemlich allgemein

an ihnen schätzt und billiget — wenn auch nur um des eignen Vortheils willen. Die Gattin eines reichen Mannes ist nicht stolz auf sein und ihr Geld, aber auf die prächtige Kleidung, auf die Perlen und Diamanten, auf die kostbare Equipage, welche sie sich dadurch verschafft hat, in wiefern diese Dinge Mittel sind, vorerst Aufmerksamkeit zu erregen, sodann ihre Reize zu erheben, hervorstechender, auffallender zu machen, und folglich, in wiefern sie Vortheile sind, welche andere entbehren müssen. Also eigentlicher Geldstolz ist — unser! —

Ahnenstolz — Du siehest bedenklich aus, lieber Karl? Nun ja, ich weiß, was Du sagen willst, und gebe Dir im Allgemeinen recht. Aber sie besitzen ihn doch nur, in wiefern wir Männer ihnen, um dieser Zufälligkeiten willen, mehr huldigen — Karrikaturen freylich abgerechnet, welche selten, und — keines Geschlechts sind. Beweise —? Führe mir eine übrigens vernünftige adeliche Frau an, die es beleidigt hätte, wenn etwa ein ehrlicher Bauersmann ihr den rechten Titel nicht gab: ich will Dir dagegen zehn übrigens nicht unverständige Herren, welche es beleidigte, anführen! Das will wenig sagen? Nun so gieb Achtung auf den Unterschied

der Arten, mit welchen vornehme Männer oder Weiber die äußern Ehrenbezeugungen ihres Standes aufnehmen. Die Weiber nehmen das Aufsehen und die Huldigungen, die man ihnen deswegen zu Theil werden läßt, mit Herzlichkeit und offenem Wohlgefallen an — also aus Ueberzeugung: es ist so recht! Männer hingegen verwehren, besonders bey Personen sogenannten geringern Standes, oft die „Umstände und Weitläuftigkeiten" — wie sie sagen: indeß ich dem, der Etwas von ihnen zu erbitten hätte, nicht rathen wollte, diese Umstände und Weitläuftigkeiten zu übergehen — also aus Ueberzeugung: die Sache ist nichtig, aber ich will doch nicht, daß Andere diese Nichtigkeit wissen, oder gar verrathen sollen! — Welches ist besser? —

Despotenstolz — Wo sollten ihre weichen Herzen die Härte zur ruhigen überdachten Unterdrückung Anderer hernehmen? Weiber, welche despotisch regierten, regierten eigentlich gar nicht, sie billigten nur die gleißend vorgemahlten Plane ihrer Günstlinge und unterschrieben deren Ukasen. Wenn die Geschichte, um sie zu charakterisiren, vielleicht schreiben dürfte: zermalmender Herrschersinn, unbiegsame Härte des

Charakters, verbunden mit großem Geist — so sollte es heißen: wüthende Macht der Sinnlichkeit, unbegränzte Dahingebung an feine Bösewichter, verdunkelnd den Geist, ertödend die großen Gefühle früherer Jahre.

Dagegen will man an natürlichen, aber gebildeten Frauen ganz vorzüglich bemerken Stolz auf Talente und Geschiklichkeiten. Sie freuen sich, sagt man, nicht nur ihres Witzes, ihrer muntern Laune, ihrer Unterhaltungsgabe, u. d. gl. ungemein und mit weitgehendem Selbstgefühl; sie erlernen, fährt man fort, nicht nur gern Musik, Tanz, Zeichnen u. d. gl.: sondern sie tragen dies alles, mit übertreibender Selbstschätzung, zur Schau. Ist dies auch wahr, so glaube ich wenigstens nicht, daß sie jene Talente und diese Geschiklichkeiten, sowohl um ihrer selbst willen, als vielmehr, um ihre übrigen Reize dadurch bemerklicher oder interessanter zu machen — erlernen, sehr hoch schätzen und sehr eifrig betreiben, und kann auch hier das große Uebel nicht — noch weniger etwas Unnatürliches darin finden. Für meine Ableitung auch dieser Art des Galanteriestolzes — denn darauf käme es doch zurück — habe ich mancherley Belege in meiner

Schreibtafel: aber ich will nur zwey Worte her-setzen.

Es ist eine alte und sehr gemeine Klage vieler, besonders etwas unästhetischer Ehemänner, die ganz in der Einsamkeit mit den Ihrigen leben:

„Meine Frau spielte sonst so allerliebst Kla-„vier, und sang so angenehm" —

oder:

„Meine Frau zeichnete und stikte so schön als „Braut, und auch noch einige Zeit nachher: „aber seit wir etwa zwey bis drey Jahre ver-„heyrathet sind, liegt das alles!" —

Hm! mein Herr, unter diesen Verhältnissen, dächte ich, wäre das sehr natürlich und sehr leicht zu entschuldigen. Es möchte wohl an Ihnen liegen, wenn die Frau nicht mehr Klavier spielt und singt, und zeichnet und stikt. Verstehe mich recht, Karl: Du, z. B., bist ein artiger Mann, bist Kenner und Liebhaber von Musik und Mahlerey — um deßwillen bin ich gewiß, Deine Gattin würde ihre Geschiklichkeiten und Kunstfertigkeiten nicht einschlummern lassen.

Aus dieser Gattung des weiblichen Stolzes sind nun andere hieher gehörige kleine Eigenheiten dieses Geschlechts abzuleiten, welche die

Männer zwar gewöhnlich Schwächen nennen, ihnen aber doch — was das beste ist — noch so ziemlich ungekränkt das Bürgerrecht verstatten.

Ehrgeiz — Ich unterscheide diesen dadurch, daß ich ihn auf den Trieb nach äußern Achtungsbezeigungen, aber um ihrer selbst willen ihnen erwiesen — beziehe. Ehrgeizig sind wir alle — die Schlotterer ausgenommen — und wir sollen es seyn; man will aber wissen, daß jener Trieb sich in unsern Schwestern von den Jahren des reifenden Mädchens an bis in die Zeit, wo sie nach dem Willen der Natur nicht mehr Mütter werden sollen — sehr oft, sehr stark, nur gleichfalls eigen bestimmt, äußere. So viel ist wohl wahr — viele, sehr viele werden Dir eher einen lockern Streich, ja wohl auch eher eine Verleumdung oder des Etwas, als ein Uebersehen, eine Nachlässigkeit gegen sie in der Gesellschaft verzeihen. Herr Y — hat schlechter Weise seine brave gute Gattin auf das bitterste gekränkt. Sie gehet auf ihr Zimmer, und möchte so gern, so gern sich ausweinen! Aber sie ist in Gesellschaft versprochen, und muß ihre Thränen zurückpressen, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen. Mit blutendem Herzen

gehet sie hin. Siehe da — Abends gegen die gewöhnliche Stunde des Aufbrechens erscheint Herr Y, mit aller Aufmerksamkeit, Artigkeit und Galanterie gegen sein armes Weibchen, und führt sie so aus der — ihr Glück und seine Liebenswürdigkeit preisenden Gesellschaft ab; und ehe der Unwürdige mit der Guten in sein Haus kömmt, ist aller Groll vergessen.

Du würdest es mir nicht vergeben, mein Sohn, sondern gar bald mit einer Art Triumph noch eine gewisse hieher gehörige Eigenheit aufführen, wenn — ich sie nicht selbst aufführte. Also höre meinen lezten Satz. Es entspringt aus jenem von uns sogenannten Galanteriestolz noch das Wohlgefallen der Frauen an sich selbst, in wiefern sie sich bewußt sind, sie werden um gewisser Vorzüge willen geehrt; welches Bewußtseyn dann zurükwirkt und, natürlicher Weise und mit allem Recht, Freude über sich selbst und über diese Vorzüge hervorbringt. Soll das nun einmal Eitelkeit heißen, so hab' ich nichts dawider; aber Du wirst auch nichts dawider haben, wenn ich behaupte, daß diese Eigenschaft hier wahre Solidität ist, indem sie die, welche sie besitzen, ihrer Bestimmung näher bringt.

Anstatt mit so manchem mattherzigen Moralisten oder Wizkopf in Versen und Prosa hierüber in Späße auszubrechen, wollen wir lieber noch einmal auf den Unterschied des Benehmens der Frauen und der Männer — die Du doch hoffentlich hier nicht frey sprichst? — bey diesem Wohlgefallen an sich selbst sehen. Irre ich mich nicht ganz, so zeugt die ruhige, sanftfröhliche, unbefangene, treuherzige, wohlwollende Weise, mit welcher die erstern sich dieser stillen, behaglichen Empfindung überlassen, deutlich genug von der innigen Ueberzeugung — du verdienest Aufmerksamkeit, du verdienest Achtung, du verdienest Liebe: denn du besitzest wirklich diesen oder jenen Vorzug! Also — du bist wirklich schön, oder artig, oder witzig, oder einnehmend u. s. w. Man erkennet das, und thut dir dein Recht; und das darf dir angenehm seyn —; statt daß die stolze Bescheidenheit, das prahlerische Zurükziehen, das geräuschvolle Schweigengebieten; oder das ängstliche „sich gefallen lassen", das besorgte Umherblicken so vieler Männer mir die geheime Ueberzeugung anzuzeigen scheint — Mein liebes Ich, du weißt es am besten, daß du dieses Hervorziehen nicht verdienest, jene Vorzüge nicht wirklich be-

sitzest: aber sey nur auf deiner Hut und fein genug, jenen Mangel gut zu verbergen und ferner, wie bisher, die Figur jener bey dir vermutheten Vortrefflichkeiten nachzumachen; freue dich dieser deiner Feinheit, da du dich jener Vorzüge nicht erfreuen kannst, und gedenke des schönen Spruchs: die Welt will nun einmal betrogen seyn, also u. s. w. Ist es also wahr, was Du mir schwerlich sattsam wirst widerlegen können —: eitle Männer sind so wenig selten, als eitle Weiber; die erstern ergötzen sich heimlich mehr über ihre Pfiffigkeit, Vorzüge, welche sie, wie sie fühlen, nicht besitzen, Andern mit gutem Erfolg vorzuspiegeln; die leztern ergötzen sich heimlich mehr über Vorzüge, welche sie wirklich besitzen oder doch wirklich zu besitzen glauben —: wo ist da mehr Schwachheit? Wenn wir gegen das leztere deklamiren, müssen wir nicht das erstere verdammen? Wenn wir jenes bespötteln, müssen wir nicht dieses verachten? —

Lieber Karl, ich gebe unaufgefordert zu,

Daß diese Neigung bey Frauen sehr leicht und eben deswegen oft übertrieben wird, so daß gar vielen, besonders in den ersten Jahren der Blüthe und des vollen Gefühls der

Jugend, Lob, Beyfall und Achtung — himmelweit verschiedene Dinge — ziemlich von gleichem Gewicht werden; was ich uns Männern doch nicht so leicht Schuld geben möchte — (Gecken sind keine Männer) — Ich gebe zu,

Daß diese Neigung ihnen gar leicht gefährlich werden kann, indem sie jedem verschmizten Heuchler, der fein zu schmeicheln und zu rechter Zeit und das Rechte zu erheben verstehet — halb gewonnen Spiel giebt — Ich gebe zu,

Daß aus dieser Neigung sich gar leicht und gar oft eine kleine, für uns Männer gemeiniglich possierliche und nicht unangenehme, für sie selbst aber oft sehr schädliche Pedanterey entwickelt — ich meyne, eine Einbildung, nach welcher man die Art Vorzüge, welche man selbst besizt, im Allgemeinen für die höchsten, größtmöglichsten hält; nach der also Schönseyn der Schönen, Artigseyn der Artigen, Witzigseyn der Witzigen, geradezu das Höchste und Wichtigste, nicht nur an ihnen, sondern in der ganzen Welt ist; nach der man folglich alles, was hierauf Bezug hat, mit dem größ-

ten Ernst und Fleiß, mit der wichtigsten Miene und angelegentlichsten Theilnahme behandelt — also z. B. Putz, Lustbarkeiten, schöngeisterische *) Literatur u. s. w.; nach der man über den Werth oder Unwerth Anderer entscheidet, gegen sie deshalb so oft ungerecht, gegen sich selbsttäuschend wird — —

Das alles, worüber ich beynahe außer Athem gekommen wäre, gebe ich Dir zu: aber erinnere Dich, daß wir hier nur von ganz natürlichen Weibern sprechen — also von solchen, in denen sich blos entwickelt hat, was in ihnen ist, an denen zwar durch falsche Politur nichts verdorben, aber durch weise Kultur auch nichts veredelt ist; an welchen also die Weisheit, oder auch die Liebe, noch gar vieles thun kann — wenn sie es anders wirklich für nöthig und gut erachtet, hier viel zu thun.

So hätte ich denn mit Dir, mein Karl, das eine der Felder, welche ich mir abgestekt hatte, durchlaufen, und es blieben uns noch die

---

*) Wie wäre es, wenn man von Schöngeist — schöngeisterisch, von schöner Geist — schöngeistig formirte?

weiblichen Gemüthsbewegungen zu betrachten übrig. Ich kann aber schon jezt die Schlußfrage nicht länger auf dem Herzen behalten: Wirst Du mir Dein neuliches Urtheil — die Weiber sind das nicht, was sie seyn müßten, um des Opfers, welches ihnen durch Heyrath gebracht wird, würdig zu seyn — wirst Du dies Urtheil wiederholen? Du verehrest den großen edlen Luther — welcher brave Mann verehrte ihn nicht! Höre noch eine Stelle aus dessen trefflichen aber ganz vergeßnen Traktätlein von der Ehe, die hieher paßt. Er redet seine Brüder an, und zwar, wie gewöhnlich — Du wirst es ihm nicht übel nehmen — etwas derb:

„Wie? ihr wollt schnöde thun, und hoch „herfahren? Harret, wir wollen's euch „mahlen lassen — — Daß ihr doch Gott „danken müßtet, der sein Werk, die Weib„lein, so schön und herrlich verzieret, und „euch, losen Gesellen, zur Weisung gege„ben hat —! —

Neunter Brief.

An Wilhelmine B—

Nochmals tausend Dank für die unaussprechliche Freude, welche Sie und Ihr lieber Bräutigam mir durch Ihren so ganz überraschenden Besuch gemacht haben. Ja, seit der Stunde, da man mir vor dreyßig Jahren zurief: es ist dir ein Knäblein gebohren; und ich aus dem Nebenzimmer, wo ich die Hände rang und Gott um Kraft für die Gebährerin anflehete, hineinstürzte und meinen neugebohrnen Karl auf meine Arme nahm — seit jener Stunde hat er mich nie die Vaterfreuden in so vollem, vollem Maaße genießen lassen, als da er heute vor vier Wochen Sie als seine Braut in meine Arme führete. Und der ganze herrliche Plan der Ueberraschung — leugnen Sie es wie Sie wollen: er kam von Ihnen; denn die Details waren zu gut berechnet, als daß er aus einem Männerkopfe

gekommen seyn könnte. Ich vergesse es Ihnen in meinem Leben nicht, und bin hier in Versuchung, Ihnen den ganzen Vorgang herzuerzählen, obgleich Sie ihn so gut wissen, als ich. Denn sehet nur, lieben Kinder — selten gelingt eine Ueberraschung: aber sehr selten gelingt sie so vollkommen. Es gehet damit gemeiniglich wie mit manchen Mozartschen Kompositionen. Sie sind so unvergleichlich erfunden, so trefflich angelegt: aber es ist alles so voll — so sehr voll, daß es beym Exekutiren nicht „herauskömmt" — wie der Musiker spricht. Und hier — wie schön, innig und rein kam alles heraus! — Doch ich muß auch Ihr Briefchen beantworten.

Ich soll meine erbaulichen Betrachtungen über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung, die der böse Karl Ihnen zu lesen gegeben hat, fleißig fortsetzen? Wie? wollen Sie mich zum Besten haben? Das wollen Sie nicht — also was bedarf es meines Raisonnirens für Sie, da Sie nur in Ihr Herz blicken dürfen; für Karln, da er Sie zur Seite hat, und Sie überdies durch Liebe an ihm schon ausgeführt haben, was ich durch Weisung zu erreichen nur versuchte? Und dennoch ste-

hen Sie da vor mir und sehen mich auf eine gewisse Art an — Nun ja doch, ja; ich will meiner Predigt zweyten Theil fertigen: aber schlechterdings nicht im ersten Jahr Ihrer Ehe. Da hat man mehr zu thun, als zu philosophiren. Also — über's Jahr ohngefähr fragen Sie weiter nach. Mehreres mündlich auf den lieben Hochzeittag! —

Die Stärke des Vorurtheils.

Der Graf von Rollenhagen hob seine Schwester, eine Frau von Dürbeck, aus dem Wagen. Sie war seit zwei Jahren Witwe, und ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen, als einen zweijährigen Sohn und einen kostbaren Prozeß, der sie erst arm machte, und den sie jezt vollkommen verloren hatte. Sie nahm die Freistäte, die ihr Bruder, der sie sehr liebte, ihr anbot, mit Freuden an. Er hob sie zärtlich aus dem Wagen, hinter ihr hüpfte aus dem Wagen ein jugendliches, schönes Geschöpf, der Frau von Dürbeck Jungfer, oder Begleiterin, denn sie war beides, nachdem ihre Gebieterin die Laune hatte. Der Graf machte dem holden Geschöpfe, das sehr gut gekleidet war, eine tiefe Verbeugung, und in dem Augenblick rief auch die Frau von Dürbeck: besorge Sie, daß alles ausgepakt

wird, Garthoffen. Die Kleine knikte und trat wieder in den Schlag des Wagens. Meine Jungfer, sagte die Dürbeck, wie sie dem Bruder den Arm bot.

Ein sehr reizendes Mädchen, liebe Schwester, antwortete der Graf, und sah sich noch einmal nach ihr um. Und ein sehr geistvolles Ding, so jung sie ist, sezte die Schwester hinzu: die mir mehr Gesellschafterin ist, als Jungfer. So gingen sie hinein, und Wilhelmine, so hieß das Mädchen, pakte Schachteln und Kartons aus.

Der Graf war ein junger Mann von zwanzig Jahren, schön, reich, unabhängig, und gehörte zu den Bessern seines Standes. Er hatte eine stolze, von dem Adel eingenommene, sonst fürtreffliche Mutter gehabt, und einen gebildeten, hellen Kopf zum Hofmeister. Er war nur kurze Zeit in der großen Welt gewesen, und er hatte seinen Charakter nur polirt, nicht verloren. Die Schwester hatte lange an einem großen Hofe gelebt; sie war nicht böse geworden, denn sie war gut gewesen. Aber sie fand das Glück des Lebens nur auf den Prunksälen der Großen. Sie hatte die schöne Einfalt der Menschlichkeit ver-

loren; sie schätzte den Werth des Menschen nur nach Rang, Titel und Geburt. Sie war nicht ohne Geist, aber sie schämte sich ihres Herzens.

Wilhelmine, ihre Jungfer, war die Tochter eines edlen Mannes, den das Unglück, so lange er lebte, verfolgte, aber nicht niederdrücken konnte. Er hatte endlich gelernt, sein Glück auf den Besitz, auf die Liebe seiner Tochter zu beschränken. Den Rest seiner sinkenden Kräfte gebrauchte er allein, nicht mehr, sich aus dem Unglücke zu erheben, sondern seine Tochter stark gegen die Unfälle des Lebens zu machen. Wilhelmine hatte unter dem schnellen Wechsel der Schiksale ihres Vaters gute Tage gesehen, und sehr böse. Der Vater lehrte sie des Glückes entbehren, um das Unglück tragen zu können. Die empfindliche Reizbarkeit ihres Herzens leitete er über das Leben hinaus in die Ewigkeit, und auf die Tugend, und dies Leben, lehrte er sie, nur als einen Gegenstand der Beobachtung anzusehen. So war seiner Tochter Charakter fest, bei einem weichen, sehr reizbaren Herzen geworden. Ihre Phantasie war erhöht, sie konnte schwärmen sogar; allein es fehlte ihr

nie dabei an ruhiger Ueberlegung. Man hätte sie für gefühllos und für empfindsam halten können, nachdem man sie in verschiedenen Lagen sah.

Sie war sechszehn Jahre alt, da rettete die Frau von Dürbeck ihren Vater aus einem Abgrunde des Elendes, worin er versinken wollte. Er war gerettet; aber seine Lebenskraft war verzehrt. Er starb einen Monat nachher in den Armen seiner Tochter. Was dir auch begegnet, sagte er mit den sterbenden Lippen, denke daran, liebe Wilhelmine, daß dieser Augenblick auch für dich da ist, daß es dann eins ist, ob du glüklich oder unglüklich gelebt hast, daß du in dieser Stunde nichts, nichts gebrauchst, als deine eigene Achtung. Laß alle Menschen, jede Hoffnung dich verlassen, mein theures Kind, nur verlasse du dich selbst nicht. Sey tugendhaft, sey stark, sey groß. Glück steht nicht in des Menschen Gewalt; aber des Glükkes werth seyn, daß ist dir gegeben. Das ist des Menschen Kleinod; kaufe nie das veränderliche Glück um diesen unwandelbaren Schatz, von dem wir die Ewigkeit hindurch zehren müssen. Das sagte er, dann starb er lächelnd. Die-

se Worte standen lebendig in Wilhelminens Seele. Sie waren der Grund ihrer ganzen Moral. Sie ging zur Frau von Dürbeck, sie blieb aus Dankbarkeit bey ihr, da ihr Mann starb, ohne Belohnung. Die Frau von Dürbeck konnte dem Mädchen nicht ganz ihre Neigung versagen. Zwei Jahre war sie bey ihr gewesen, wie sie hieher nach Rollenhagen zu dem Grafen kam. Sie war in der vollen Blüthe ihrer jugendlichen Schönheit; sie schien heiterer wie der Frühling, der sie so heiter fröhlich gemacht hatte. Die Frau von Dürbeck hatte die Erziehung ihres vierjährigen Sohnes Wilhelminen ganz übergeben. Das Kind liebte sie mehr als seine Mutter. Auch das sezte Wilhelminen über die gewöhnliche Behandlung der Kammerjungfern weg.

Der Graf hatte das schöne Mädchen bemerkt; allein der Name, Jungfer, machte ihn unempfindlich dagegen. So oft er sie sah, bewunderte er die edle Gestalt, den stolzen Gang des Mädchens; aber der Gedanke: seiner Schwester Jungfer, der andere angezogen haben würde, stieß ihn zurück, und Wilhelmine blieb, wenn er bey seiner Schwester mit ihr war, in einer kalten Entfernung von ihm.

Einmal überraschte der Graf seine Schwester und Wilhelminen. Die Jungfer verbeugte sich zu gehen. Nein, bleib hier Wilhelmine, sagte die Frau von Dürbeck eifrig. Der Graf soll entscheiden. Wilhelmine blieb stehen und schwieg. Der Graf lehnte sich lächelnd in ein Fenster. Ich und Wilhelmine streiten, hob die Dürbeck an: über Freude und Schmerz. Sie behauptet, so wie sie tausend seltsame Dinge behauptet, das ganze Leben gäbe weder Freude noch Schmerz. — Um Vergebung, Ihr Gnaden, ich sagte nur, das Leben gäbe nichts, warum es sich der Mühe verlohnte, zu klagen und sich zu freuen. — Das ist wohl so ziemlich Eins, Wilhelmine. — Ich freue mich, das ist gewiß, ich betrübe mich, auch das kann ich nicht leugnen; allein ich meyne, ich habe das Recht nicht, mich zu freuen und zu betrüben. — Wie so? fragte der Graf. Die Frau von Dürbeck drang in sie, sich zu erklären. Wilhelmine sagte: wäre irgend ein Schmerz gerecht, so müßte er ewig dauern, und der Mensch vergißt alles. Wie Ihr Herr Gemahl starb, da waren Sie außer sich vor Schmerz; ich, wie mein Vater starb. Sie sind noch beyde todt, und wir weinen

nicht mehr. Und ists nicht mit dem Glück eben so? Ists mit dem ganzen Leben anders? Leben Sie länger als nur einen Augenblick? Was behalt ich von dem Augenblick, der vergangen ist? Kaum das Andenken. Freude und Schmerz vergeht mit dem Leben, mit der Stunde, mit dem Augenblicke. Wenn ich zwey Minuten lebte, eine in Schmerz, die andere in Freude, so hätte ich gerade so lange gelebt, wie alle Menschen. Der vergangene Schmerz und die vergangene Freude sind nicht Schmerz und Freude mehr, eben weil sie vergangen sind. Ich fühle nur den Schmerz und die Freude des Augenbliks, der bey mir vorüber flieht, und wäre das Grab nicht, die Menschen würden nichts thun, als das Grab wünschen. Seltsam! sagte sie mit brennenden Augen: die Menschen nennen das Leben, das nichts ist als ein Tod, der alle Augenblicke wiederkommt. Was ist die Zeit anders als der Tod, der uns an das Grab hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unser Seyn, unsere Freude, unsern Schmerz; wir verlieren alles, alles, zulezt die Quellen der Freude und des Schmerzes, und so wäre ja der kein Thor, der sich lächelnd an den Strom seines Lebens sezte, und ruhig abwartete, bis

er abgeflossen wäre. Hat denn der Mensch ein Recht, sich über etwas vergängliches zu freuen oder zu betrüben?

Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck: was sagst du? Sieh, so spitz, so fein geht das immer, wenn wir manchmal disputiren.

Wer hätte glauben sollen, sagte der Graf: daß unter dem heitern Gesicht so viele schwarze Lebensfeindschaft stekte?

Ich hasse ja das Leben nicht, Herr Graf, nur will ich seine Sklavin nicht seyn.

Sie hassen es, weil sie ihm allen Werth nehmen.

Allen? Mit nichten, Herr Graf. Das Leben hat seinen hohen Werth; denn es endigt einmal.

Und so auf einmal dem Menschen allen Werth nehmen, weil er klagt und jauchzt. —

Freude und Schmerz soll doch der Werth des Menschen nicht seyn?

Was denn?

Sein Wille. Die Zeit, der Tod herrschen über alles, zerstören alles, zerstäuben alles. Nur der Wille des Menschen ist über Zeit und Tod. Laß das Leben vorüber rinnen, wie eine zerrissene dunkelhelle Wolke; lassen Sie

alle Plane, alle Entwürfe, auch die besten, die reinsten, zerstört werden; ich habe etwas besseres gewollt. Freude und Schmerz, Vorstellungen, Gedanken vergehen, nur der Wille kann mir bleiben bis ins Grab.

Der Graf warf einen erstaunten Blick voll Ehrerbietung auf das Mädchen. Die Frau von Dürbeck sagte kalt: von Ihrer Tugend, Garthoffen, schweigen sie. Es ist nun überall gut. Bruder, ich hatte mit dir zu reden. Wilhelmine ging ruhig zum Zimmer hinaus.

Die Frau von Dürbeck hatte den ehrfurchtsvollen Blick gesehen, den ihr Bruder auf Wilhelminen warf, und so war diese sogleich wieder ihre Jungfer. Der Graf, der freylich nicht die Hälfte von dem verstanden hatte, was Wilhelmine sagte, weil er an den raschen, springenden Gang ihrer Ideen nicht gewöhnt war, hatte dennoch so viel verstanden, daß er sah, Wilhelmine war ein geistvolles Geschöpf. So große Lust er auch hatte, dies Gespräch mit dem schönen Mädchen fortzusetzen, so scheute er dennoch seine Schwester, aber Wilhelmine war ihm bedeutender geworden, und wurde ihm mit jedem Tage bedeutender, da er sie näher beobach-

tete, wozu denn die Schwester, so oft sie guter Laune war, und Wilhelminen als ihre Gesellschafterin betrachtete, die Gelegenheit gab. Der Graf faßte eine große Achtung gegen Wilhelminen.

Wilhelmine blieb auf gleiche Weise fremd gegen ihn. Sie redete mit dem Grafen nie, außer wenn es Frau von Dürbeck befahl. Sie verließ den Garten, sobald der Graf allein hinein kam. Sie verließ das Zimmer, kam er, und seine Schwester befahl ihr nicht, zu bleiben. Einige Male hatte er doch Gelegenheit gefunden, weil er sie suchte, mit ihr allein zu seyn; dann aber war Wilhelmine einsylbig, ruhig, und sie brach das Gespräch ab, sobald sie konnte. Sie bemerkte in der That die Neigung des Grafen nicht, und Achtung, glaubte sie, sey er jedem Menschen schuldig.

Durch die Länge der Zeit, durch Gewohnheit wurden sie bekannter. Wilhelmine wendete sich einige Male an den Grafen, wenn sie irgend eine unglückliche Familie in Rollenhagen hatte kennen lernen, welcher der Graf helfen sollte. Der Graf ergriff diese Gelegenheiten mit Freuden, um dem Mädchen seine Achtung

zu erweisen, und so entstand auf beyden Seiten auf die natürlichste Weise eine gegenseitige Achtung, die täglich zunahm. Wilhelmine hatte Talente, die der Graf nicht kannte, sie sang sehr schön, und spielte das Klavier nicht übel. Ihr Vater hatte sie darin unterrichtet. Der Graf sprach mit seiner Schwester über Musik. Sie waren nicht eins über den Vorzug von ein Paar Stücken. Die Frau von Dürbeck schellte. Wilhelmine kam. Liebes Kind, spiele einmal diese beyden Arien, und sing dazu. Dann wollen wir sehen, Bruder, wer recht hat.

Wilhelmine sezte sich, beyde lehnten sich auf ihren Stuhl, und der Graf schwamm auf den reizenden Tönen ihrer schönen Stimme. So hatte er noch nie singen gehört. Wie sie geendigt hatte, faßte er zum erstenmale ihre Hand. O, sagte er: warum erfahr ich das erst jezt, welch eine Künstlerin wir an Ihnen haben. Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck, ein wenig scharf: was urtheilst du nun? — In der That, liebe Dürbecken, ich erstaune vor den Vollkommenheiten deiner Freundin.

Davon ist ja nicht die Rede, sagte sie kalt: wir wollen unser Gespräch nun fortsetzen.

Wilhelmine ging. Das wollen wir, rief der Graf eifrig: und schon långst habe ich dir das sagen wollen. Dieses Mådchen, diese Garthoffen, es ist grausam, es ist unmenschlich, daß dieses Mådchen Kammerjungfer seyn muß. — Das ist långst mein Gedanke, lieber Bruder, antwortete sie lächelnd: sie paßt dazu nicht. Du kannst ja leicht etwas für sie thun, daß sie in eine bessere Lage kommt. Ich habe nichts dagegen. Ich will ihr aufsagen. Sie kann auf Michael abziehen.

Der Graf rieb die Stirn. Abziehen? sagte er langsam. Aber ja, fuhr er schneller fort: das mag sie, sobald sie eine bessere Lage hat. Ich bitte dich, Schwester, du behandelst sie zuweilen so — kalt, so — ich möchte sagen verächtlich.

Was Euch allemal so vorkommt, wenn Ihr ein hübsches Gesicht seht. Allein, wenn du willst, so nehme ich eine andere Jungfer, und sie wird Gouvernante bey meinem Karl, dessen Erziehung sie ohnehin besorgt. Sie spricht recht schön französisch. — Französisch? Recht gern, recht sehr gern. Die Frau von Dürbeck, welche ihres Bruders entstehende Neigung zu

Wilhelminen bemerkte, hatte freilich große Lust sie abzuschaffen. Und doch war ihr Wilhelmine so nothwendig. Sie besaß eine natürliche Geschicklichkeit, den Putz ihrer Frau auf eine sehr geschmakvolle Weise einzurichten. Ihr Sohn hatte sich an sie so gewöhnt, und hatte von ihrer Erziehung so auffallenden Nutzen, daß sie sie ungern gemißt hätte. Jezt war es ihr doch sehr zuwider, daß ihr Bruder dem Mädchen so auffallende Beweise der Achtung gab. Sie schlug ihm also vor, sie wegzuschaffen. Da der Graf aber einwilligte, was sie nicht erwartet hatte, so hielt sie die Gefahr nicht für dringend. Wenn er sie liebte, dachte sie: so würde er in die Trennung nicht gewilligt haben. Es kam also eine Kammerjungfer und Wilhelmine wurde Gouvernante, hieß jezt Mamsel, aß mit dem Grafen und seiner Schwester am Tisch, und hätte in allen Gesellschaften mit seyn können, wenn sie nicht den Kreis grüner Bäume im Garten vorgezogen hätte, mit dem sich, wie sie steif und fest behauptete, mehr kluges reden ließe, als mit den meisten Menschen.

Der Graf hatte zwar jezt öfter Gelegenheit, Wilhelminen zu sehen; aber nur zu sehen.

Seine Schwester war unaufhörlich hinter ihm, wenn er eine Gelegenheit geschaffen hatte, mit ihr allein zu seyn, und war kaum ein interessantes Gespräch in den Gang gekommen, so unterbrach es die Frau von Dürbeck mit einer Schökerey, die, oft aus den Wolken gegriffen, nichts sollte, als unterbrechen. Es war ihm also ganz lieb, daß seine lästige Schwester eine Reise machen mußte, da ihr Sohn nicht wohl war. Wilhelmine blieb also, und der Graf hatte sie nun allein.

Er dachte nicht an Liebe. Er hielt es nicht für möglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heyrathen könnte. Des Mädchens seltsamer, überspannter Ton war ihm interessant, das war alles, dachte er. Wilhelmine hatte kaum eine Ahnung von des Grafen Wohlwollen für sie. Es schien ihr sehr artig, daß der Graf sich die Mühe gab, ihr während seiner Schwester Abwesenheit das Leben angenehm zu machen. Sie fand es nicht unnatürlich, mit dem Grafen jezt alle die Spaziergänge zu machen, die sie sonst in Gesellschaft seiner Schwester mit ihm gemacht hatte. Sie spielte ihm, sie sang ihm vor. Sie war sich keiner Absicht bewußt, und die Neigung des Grafen stieg so langsam, daß

sie darauf hätte schwören können, er sey den ersten Augenblick ihres Hierseyns so gegen sie gewesen, wie er jezt war. Wohlwollen, Achtung fühle sie für ihn; denn er war ein edler Mann. So lebten sie einen Monat zusammen, die erste Hälfte desselben fast nie ohne einander. Das gegenseitige Vertrauen wuchs. Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnsucht nach seiner Gesellschaft. Arglos gab sie sich jedem Gespräche hin, selbst den Betheuerungen seiner Hochachtung, seiner Freundschaft hin. Das geheime Band der Liebe war längst geschlossen, und es fehlte an nichts als an einer Erschütterung ihrer Herzen, um der geheimen Leidenschaft gewahr zu werden. Sie selbst ahneten nichts. Er wünschte wohl, daß sie von seinem Stande seyn möchte. Allein, das ist sie nun einmal nicht, sezte er achselzuckend hinzu, und sie wünschte gar nichts; denn sie war glüklich.

Da kam die Frau von Dürbeck zurück. Kaum war sie vier und zwanzig Stunden im Hause, so wußte sie, und sagte es ihrem Bruder, daß er Wilhelminen liebe. Sie ist alles, was du willst, schön, gescheut, artig, lieber Bruder; ich hoffe aber, du wirst nie vergessen, daß sie etwas nicht ist, daß eine ernsthafte Verbindung

mit dem Grafen Rollenhagen unmöglich macht. — Hm! sagte er finster: ich habe dir noch nicht einmal zugegeben, daß ich sie liebe. Ich achte sie, sie ist ein sehr edles Geschöpf; aber ich sehe die Unmöglichkeit von etwas anderm so gut wie du. Er fand aber doch mit Bestürzung, daß seine Schwester wohl Recht haben könnte. Er zog sich von Wilhelminen etwas zurück, nur um sogleich zu fühlen, daß es ihm unmöglich sey, sich zurück zu ziehen. Wilhelmine blieb ruhig. Sie sah eine Aenderung in ihrem glüklichen Leben, das hatte sie voraus gewußt. Es war nicht anders.

Der Graf drängte sich wieder näher an Wilhelminen, die Frau von Dürbeck sprach oft und mit Bedeutung von dem Einen, was Wilhelmine nicht war, und Wilhelmine, die ihre Liebe aus unbesorgter Unschuld stets mit der Freundschaft, oder mit ihrer Tugend verwechselte, bot dem Grafen fröhlich die Hand auf dem Wege, den sie rasch vorwärts gingen. Wessen konnte sie sich bewußt seyn? Fängt denn nicht diese Liebe, die bey den bessern Menschen zulezt immer zur Hälfte sinnlich wird, fängt sie nicht immer nur, selbst bey unedleren Menschen, mit der reinen Empfindung der erhabensten Geister an?

Ach, und hätten nicht Noth und Vorurtheile oft selbst das Entstehen der reinsten Liebe zu einem Verbrechen gemacht, nähme nicht die Wollust und die Verführung die himmlische Gestalt der Liebe oft an: würde nicht selbst der sinnliche Genuß dem Menschen heilig dünken?

Wilhelmine liebte den Grafen, mehr wie alle Menschen, mehr wie ihren Zögling, den jungen Dürbeck, das fühlte sie: aber an Heyrath dachte sie nicht, und Liebe und Heyrath schien ihr Eins zu seyn. Sie kannte ihre Empfindung recht wohl, sie kannte nur den Namen: Liebe, nicht.

Der Graf, aus einem geheimen Instinkte, den ihm sein Geburtsvorurtheil gab, war mit den Namen Freundschaft, Vertrauen, recht wohl zufrieden. Er täuschte sich erst selbst, um desto ruhiger Wilhelminen täuschen zu können. Er hatte keinen Gedanken an Verführung; er war wirklich ein edler Mann. Aber er täuschte sich und die Geliebte mit Freundschaft, da er wußte, daß es Liebe war, was sie empfanden. Er spielte mit einer Leidenschaft, deren Gefahr er kannte, unentschlossen, ob er sie vermeiden, oder sich ihr hingeben sollte. Und ergreift denn

nicht in den meisten Fällen das Verbrechen den Menschen? Der Mensch ergreift das Verbrechen selten, sein Fehler ist nur, daß er nicht früh genug zurücktritt, daß er sich einbildet, es gäbe noch einen andern Weg als schnelle Flucht, dem Verbrechen zu entkommen. Der Mensch schwankt zwischen Tugend und Verbrechen; das macht ihn sicher, und so stürzt ihn gewöhnlich die Leidenschaft wider Willen in die Arme des Lasters. Arme Menschen!

Hätte der Graf seine Schwester nicht bey sich gehabt, er würde in Wilhelminens Liebe seine tief eingesogenen Vorurtheile vergessen haben, oder wären seine Vorurtheile stärker gewesen, so wäre er edel genug gewesen, Wilhelminen aufzugeben. Beydes war nicht. Er glaubte Herr des Aberglaubens seines Standes seyn zu können, und dachte an seine Schwester nicht.

Er gab seiner Schwester das Versprechen, Wilhelminen nicht zu heyrathen, freylich mit halben Herzen, und sich selbst versprach er, Wilhelminen nicht zu lieben, auch mit halben Herzen: und schon längst war seine Liebe eine unüberwindliche Leidenschaft geworden, deren

Stärke er sich muthwillig verbarg. Seine Schwester, dem Versprechen trauend, ließ ihn jezt ruhig mit Wilhelminen allein. Sie erlaubte ihm etwas, um nicht alles zu verlieren. Denkt eine solche Frau an die Seufzer des gebrochenen Herzens eines getäuschten Mädchens? Wie kann sie auf den Gedanken kommen, daß der Graf Rollenhagen sie lieben werde? dachte sie.

Nun wurde das Betragen des Grafen gegen Wilhelminen ungleich, unruhig. Er seufzte, er betrachtete sie mit unruhigen Blicken, er schlug den zitternden Arm um ihren Leib, saß sie bey ihm, dann ließ er sie fahren, er drükte ihre Hand, und sagte sogleich etwas sehr gleichgültiges. Seine Unruhe, seine Blikke, seine Seufzer öfneten Wilhelminens Augen. Sie sah seine Leidenschaft, und in dem Augenblick auch die ihrige.

Sie war gewohnt, nicht mit ihren Leidenschaften zu spielen. Sie that tiefe Blicke in ihr Herz, und sie nahm der ganzen Stärke ihrer Liebe wahr. Sie verglich ihre Liebe mit ihren Hofnungen, und ihre Hofnungen waren nicht klein. Sie kannte im Allgemeinen den Ahnenstolz, aber die Gewalt, die er

über das Herz ausübt, nicht. Sie hielt ihn für ein kindisches Vorurtheil, das die Frau von Dürbeck wohl vertheidigen konnte, über das aber der Graf lächeln müßte. Sie ehrte sich selbst, sie fühlte sich der Hand des Grafen werth, weil ihr Herz des seinen werth war. Sie liebte den Grafen, nicht seinen Rang, nicht seinen Reichthum. Sie fühlte, sie würde ihm ihre Hand mit Freuden geben, wenn er nichts wäre und nichts hätte. Sie glaubte, was tausende in ihrem Stande glauben, der Graf müßte die Nichtigkeit dieses Unterschieds so leicht einsehen, wie sie selbst. Und ist denn seine Liebe gegen mich, dachte sie: nicht ein Beweis, daß er es einsieht?

Die einzige Vorsicht, die sie gebrauchte, war, unthätig zu bleiben, und den Grafen zu beobachten. Sie war fest entschlossen, bey der ersten Bemerkung, daß dieses Vorurtheil auch bey dem Grafen wirksam wäre, Rollenhagen durchaus zu verlassen, es möchte ihrem Herzen auch noch so viel kosten. Das schwör ich dir, mein theurer Vater! rief sie und breitete ihre Arme in die Luft aus: was auch meine Schiksale seyn mögen, nie werde ich mich selbst verlassen. Nein, das Glück, o dieses hohe Glück

der Liebe steht nicht in meiner Gewalt, aber seiner werth seyn, das, Vater, ist mein!

Entschlossenheit, es sey wozu es wolle, ist die Mutter der Ruhe. Von diesem Augenblick wurde Wilhelminens Betragen gegen den Grafen einfacher, ruhiger, folglich dem Anscheine nach kälter. Sie vermied, so viel sie konnte, jeden Anlaß, der ihn überreden konnte, sie suche seine Liebe. Der Graf merkte die Veränderung Wilhelminens, und bey diesem kleinen Hinderniß seiner Leidenschaft brach sie mächtiger als je hervor.

Die Frau von Dürbeck erklärte Wilhelminens ruhige Fassung für feine Koketterie. Hm! sagte sie lachend: sie hat dich nun genug angezogen durch gefälliges Entgegenkommen; allein, Bruder, das führt nur bis auf einen gewissen Punkt. Geheuchelte Kälte führt dann den sehnsuchtsvollen Liebhaber weiter, immer weiter. Pah! sie will dich heyrathen, das ist alles. Da hast du mit einem Wort das ganze Räthsel. Diese Worte der Schwester gingen bey dem Bruder nicht verloren. Wilhelmine war ruhig; der Graf wurde kalt. Wilhelmine wurde noch ruhiger. Sie glaubte sogar, sich in dem

Grafen geirrt zu haben. Allein des Grafen Leidenschaft stieg nun wieder in schnellen ungeheuren Sprüngen; Wilhelmine stieg nun wieder langsam durch alle kleine Stufen der Ruhe bis zur Leidenschaft nach. Ihr Vertrauen, ihre gegenseitige Achtung wuchs, je länger sie sich kennen lernten. Allein noch war kein Wort von Liebe gewechselt. Freundschaft, Achtúng, Vertrauen waren die Worte, mit denen sie ihre Empfindungen ausdrükten. Den Grafen hielt von nichts das Versprechen, das er seiner Schwester gegeben hatte, zurück: Wilhelminen der Entschluß sich leidend zu verhalten. Jezt zog doch schon der Graf oft in Ueberlegung, wie er seine ahnenstolze Schwester beruhigen sollte, und Wilhelminens nasse Augen, der zärtliche Ton ihrer Stimme sagten auch mehr, als die Lippen sagen durften. Die Liebe erhielt jene Stärke, die nothwendig des Geständnisses der gegenseitigen Liebe zu ihrem Genusse bedarf.

In dieser Empfindung traf der Graf Wilhelminen in der dunkelsten Laube des Gartens an einem schönen Frühlingsmorgen an. Sie weinte darüber, daß sie dem Manne, den sie liebte, nicht sagen sollte, daß sie ihn liebte.

Nicht über den Schmerz des Verschweigens flossen ihre Thränen, sondern darüber, daß ein solcher Schmerz möglich ist, daß der Mensch gezwungen ist, diese schönste Blüthe des Himmels zu verbergen wie eine Giftpflanze, daß er nur mit den Thränen des verschwiegenen Kummers sie benetzen darf, nicht mit Thränen der lauten Freude. Sie legte das Gesicht in ihr Tuch, wie sie den Grafen sah, und ihre Thränen flossen noch stärker, daß sie es thun mußte. Sie fürchtete den Ahnenstolz des Grafen nicht, sie weinte um viel weniger, daß das Geschlecht auch eine Scheidewand der reinern Liebe ist. Sie trauern, liebe Wilhelmine? sagte der Graf: und nahm die Hand mit dem Tuche von den Augen. Des Grafen Stolz war so leise, so innig mit seinem Herzen verwebt, daß er sein Daseyn kaum ahnete. Er fühlte ihn gar nicht, wenn er bey Wilhelminen war. In dieser berauschenden Nähe der Liebe, der Menschlichkeit, der schönsten Gefühle hielt er, denn er war ein guter Mensch, einen vertraulichen Blick Wilhelminens für mehr als alle Verhältnisse seines Standes und der ganzen Erde. Kann denn der Mensch in dieser Stunde der Erweichung seines harten Herzens, in dieser Stunde der

Erhöhung aller Gefühle und der Würde des Menschen, kann er da wissen, daß es auch Augenblicke geben kann, wo das Herz unter einem Sterne von Flittern noch stolzer schlagen kann als unter einem andern Herzen voll Liebe? Er fragte Wilhelminen, wie er die Thränen von den Wangen rollen sah, voll heisser Liebe: warum, Wilhelmine, weinst du? Sie schlug das Auge voll Thränen denkend auf ihn, und sagte langsam: daß der Mensch in dieses Grab gekerkert seyn muß, daß Vertrauen und Freundschaft nicht über die Lippen, nicht aus dem Herzen dürfen, daß — daß — daß das Leben so flüchtig dahin rinnt, eh man Zeit hat zu sagen: ich lebe, ich fühle, ich — liebe. Sie zögerte mit dem lezten Worte.

Der Graf ergriff heftig ihre Hand. Was hindert Sie, liebste Wilhelmine, das zu sagen? sagte er noch heftiger. Jezt erst sah sie, wie viel sie gesagt hatte. Sie fühlte sich zu groß, um zu verdrehen, was sie gesagt hatte, und zu furchtsam, zu antworten. Sie schwieg beschämt. Und reden denn, hob der Graf, sich selbst überredend, daß es so war, an: reden denn nicht Thaten und Empfindungen mehr als Worte? Daß ich dich liebe, Wilhelmine, das mag die

Welt wissen, wie du es längst gewußt hast. Daß du mich liebst, ist längst das einzige Glück meines Lebens. Was hab ich anders von diesem schalen langweiligen Leben, als diese Liebe, als dich, als dich allein? Wilhelmine war überrascht. Sie fühlte sich mehr Mädchen, als sie geglaubt hatte. Es war ihr zuwider, daß er jezt seine Liebe erklärte, weil sie diese Unterredung veranlaßt hatte. Schnell sagte sie, erröthend, ihr Ton war zu kalt: das meyne ich nicht, lieber Graf. — Was? frägte der Graf erstaunt: das meynten Sie nicht? Sie wollte etwas sagen, das ihrer Verwirrung abhelfen sollte. Ich wollte sagen, hob sie an. Sie stand auf. Ihre Verwirrung nahm zu. Wilhelmine! sagte der Graf mit der so schön zitternden Stimme eines vollen und zurükgestossenen Herzens, mit dem zärtlich rührenden Vorwurf in seinen Blicken, und Wilhelmine, die aufgestanden war zu gehen, warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Diese erste Umarmung der Liebe verhinderte beide, sich bestimmter zu erklären. Sie täuschten sich beide selbst, und erst nach einigen Tagen merkte der Graf, daß Wilhelmine seinen Rang gar nicht als ein Hinderniß ihrer Liebe betrach-

tet hatte. Es fiel ihr nicht einmal ein, daß je in des Grafen Herzen die Rede davon hätte seyn können, und so schwach ist der Mensch, der Graf schien einen Triumph dadurch verloren zu haben, den, seiner Geliebten ein Opfer zu bringen mit seinem Range. Er schien weit weniger Werth darauf zu legen, daß ihn Wilhelmine nicht einmal dieses Vorurtheils für fähig hielt. Indeß nach und nach machte denn doch das Daseyn der Frau von Dürbeck eine Erklärung über diesen Punkt nothwendig. Der Graf machte diese Erklärung mit aller Feinheit. Wilhelmine achtete kaum darauf. Sie liebte den Grafen, sie war glüklich; was hatte sie noch zu wünschen? Das Wort Heyrath fiel ihr wohl in manchen Augenblicken bey; allein sie trennte es von ihrer Liebe ganz. Sie überließ es der Zeit, den Umständen. Der Graf, der mehr dabey zu bedenken hatte, dachte desto öfterer an diese schönste Stunde seines Lebens, da Wilhelmine ganz sein würde. Nun aber, nachdem das Wort Liebe aus dem Herzen des Mädchens war; nun sie ihm sagen konnte ohne Rükhalt: ich liebe dich! da erst entfaltete sich die schöne Seele des Mädchens ganz dem Geliebten. Vorher hatten alle ihre Gespräche ein ungewisses

Kolorit. Alle ihre schönsten und heiligsten Empfindungen hingen an dem Worte Liebe; durfte sie das nicht aussprechen, so mußte sie auch den reichen Schatz ihres Herzens verschließen. Jezt aber, da der Sonnenstrahl der Liebe den Kerker des schönen Schmetterlings geöfnet hatte, hob sich ihre Seele auf den schönen Schwingen der neuen Gefühle hoch empor, und der Graf schwamm in dem unaussprechlichen Sturme des Entzückens mit der Geliebten in die ewigen Gefilde der Tugend und der Ewigkeit. Alles, was noch von alten Vorurtheilen in seiner Seele da war, verbarg sich, wie giftiges Ungeziefer, in die heimlichsten kältesten Falten seines Herzens vor der belebenden Wärme der Liebe und der Vollkommenheit des Mädchens.

Die Frau von Dürbeck wagte es nur einmal, ein Paar spöttische Anmerkungen über seine Liebe zu Wilhelminen zu machen. Er nahm sie so frostig, so ohne alle Vertheidigung auf, sah dabey seine Schwester so durchbohrend an, daß sie von der Zeit an schwieg. Noch hatte der Graf nichts von einer Heyrath gesagt: die Frau von Dürbeck fühlte, daß die geringste Beleidigung Wilhelminens Veranlassung zu der Heyrath seyn könnte. Sie behandelte also das Mäd-

chen artig, aber kalt und steif, und schlug ihr Bruder die Saite einmal an, so antwortete sie nichts als: ich habe dein Versprechen, Bruder! Indeß wurde das Vertrauen der beiden Liebenden unbegränzt. Der Graf konnte nicht eine Minute ohne Wilhelminen zubringen. Sie hatten keine andern Geschäfte, als die sie zusammen verrichten konnten. Der frühe Morgen vereinigte sie, die Mitternacht trennte sie erst. Der Graf fühlte sich bey Wilhelminen groß und edel. Die Bewohner seiner Güter wurden unter dem segnenden Hauche der Liebe ihres Herrn glüklich. Wilhelmine wurde als der Schuzgeist der Güter angebetet.

Mit jedem Tage wurde der Wunsch des Grafen feuriger, Wilhelminen bald ganz sein zu nennen. Er konnte nur die Manier nicht finden, es seiner Schwester zu erklären, daß ihre ehemalige Jungfer ihre Schwägerin werden sollte. An dieser Kleinigkeit hing sein Entschluß. Wilhelmine ahnte es nicht. Sie glaubte, er, der unter den Sternen mit ihr ging, der vor den tausend Augen des Himmels ihr sagte: ich liebe dich, würde seinen Triumph darin finden, es der ganzen Welt zu sagen. Wilhelminens Liebenswürdigkeit, des Grafen sehnendes Verlan-

gen, eine versteckte, aber mit jedem Tage mehr erwachende Sinnlichkeit befestigte des Grafen Entschluß, nicht mehr zu zögern, immer mehr. Er nahm sich fest vor, es seiner Schwester kurz weg zu sagen; da mußte die Frau von Dürbeck auf einen Monat verreisen. Sie nahm so zärtlich von ihrem Bruder Abschied, selbst von Wilhelminen, sie ließ gegen ihren Bruder sogar ein Paar Worte fallen, die ihm die angenehme Hofnung gaben, daß seine Schwester nicht ganz unbeweglich über diesen Punkt bleiben würde.

Er wollte sogleich reden. Die Frau von Dürbeck verschloß ihm mit der Hand den Mund. Wenn ich zurück komme, rief sie: lieber Bruder, dann hoffe ich, sollst du mit mir zufrieden seyn. Ich hoffe, mein Bruder liebt mich so brüderlich, daß er ohne mein Wissen keinen Schritt thun wird, der mich so nahe angeht! und mit den Worten hüpfte sie in den Wagen.

Nun waren die beiden Liebenden ganz allein. Die Einsamkeit, die Liebe, die nahe Hofnung ihrer vollkommenen Vereinigung, die schönen Sommerabende, die Sinnlichkeit verriethen sie. Sie wurden Mann und Weib, ehe

sie der Altar vereinigte. Der Graf schwor zu den Füßen seiner verrathenen Geliebten feste Treue. Wilhelmine erstaunte, daß er schwor, was sie nie bezweifelt hatte.

Selbst dieses geheimnißvolle Vergnügen, selbst diese halbe Reue, diese Unruhe, die den geheimen Genuß begleitete, gab ihrer Liebe einen Reiz mehr. Ist etwas süßeres, als den Kummer eines geliebten Herzens tragen helfen? und war denn der Tag ihrer Verbindung nicht so nahe?

Was hatte der Graf nun seinem geliebten Weibe zu verschweigen? Er entdekte Wilhelminen die Abneigung seiner Schwester gegen ihre Verbindung. Wilhelmine lächelte. Er fuhr fort: sieh, meine Einzige, du bist mit ihr in einem so seltsamen Verhältniß gewesen —

Ich bin ihre Jungfer gewesen, sagte Wilhelmine. Sie merkte nicht, daß er das Wort umging. Ich liebe meine Schwester, fuhr er fort: und so wünschte ich, daß sie zufrieden mit unserer Verbindung wäre. Dagegen hatte Wilhelmine nichts. Sie wünschte das selbst. Allein aus einigen Wendungen seines

Gespråchs merkte sie auch, daß der Graf einen Werth auf das Opfer legte, das er ihr brachte. Sie wurde tiefsinnig. Sie verlangte, er sollte das gar nicht als ein Opfer ansehen; allein die feurigen Versicherungen seiner ewigen Liebe verjagten sehr bald die aufsteigenden Zweifel aus ihrer Seele wieder. Sie fühlte, sie würde für einen Bruder eben die Schonung haben. Sie war ja schon des Grafen Weib. Sie willigte sehr gern in das Benehmen, das er sich und ihr vorschrieb gegen die Frau von Dürbeck.

Wie die Frau von Dürbeck zurück kam, so kündigte sie ihrem Bruder den Besuch seines Oheims, eines sehr stolzen Grafen von Rollenhagen, und einiger anderer Verwandten an, ohne nur mit einem Worte weiter seiner Liebe gegen Wilhelminen zu erwähnen. Dem Grafen mußte der angekündigte Besuch aus tausend Gründen unangenehm seyn. Allen seinen Verwandten, die kommen wollten, besonders seinem Oheim, war er Ehrerbietung schuldig. Er kannte den Stolz seiner Familie, und eben so gut kannte er auch Wilhelminens Empfindlichkeit gegen auch den allerkleinsten Schein der Zurükseßung. Er be-

fürchtete unangenehme Szenen; ob er gleich fest entschlossen war, Wilhelminen die Rechte zu verschaffen, die seiner Frau gebührten.

Seine Gäste kamen an. Am Abend kam Wilhelmine zu Tisch. Sie selbst hatte, auf die Erzählung des Grafen von dem Stolze seiner Verwandten, es sich verbeten, mit zu essen. Allein der Graf drang darauf. Wie sie in den Saal trat, wendeten sich aller Blicke auf sie. Der Graf faßte ihre Hand, und führte sie zu seinem Oheim. Die Mamsell Garthoff, mein gnädiger Oheim; ein sehr achtungswerthes Frauenzimmer, die sich das Vergnügen macht, meiner Schwester Sohn zu erziehen. Der alte Graf war noch artiger, als sein Neffe gedacht hatte. Man sezte sich, man behandelte Wilhelminen auf keine Weise unartig; allein man redete solche Dinge, von denen sie nichts wußte, und mischte sie sich, was sie ein Paarmal that, in das Gespräch, so antwortete man ganz kurz ab. Selbst dem Grafen ließ man nicht Zeit, mit ihr zu reden, was er einige male versuchte, um sie zu heben. Nach Tische ging Wilhelmine. Ein alte Dame fragte: Sie hatten einmal eine Kammerjungfer, liebe Dürbecken, war das

nicht das Mädchen? Der Graf erröthete. Für eine Kammerjungfer weiß sie sich doch ganz gut noch zu benehmen. — Sie ist bescheiden, sagte der alte Graf: und das ist allemal gut, wenn diese Leute wenigstens einsehen, unter was für Menschen sie sind. Der Graf glühete innerlich. Aber was sollte er hier sagen? Seine Schwester hatte ihn gebeten, sich gegen seine Verwandten von allen seinen Wünschen nichts merken zu lassen. Er fand das für das Beste, um seine Geliebte nicht auszusetzen.

Die Frau von Dürbeck hielt Wilhelminen eine Lobrede, die man kalt anhörte, und der Graf sagte: ei die Jungfer mag recht gut seyn. War nicht ihr Vater ein armer Teufel, dem sie das liebe Brod noch gaben? Der Geliebte des Mädchens konnte vor innerm Zorn nicht reden. Aber er fühlte etwas saures, bey dem Worte Kammerjungfer. Er hätte sein halbes Vermögen darum gegeben, wenn sie nur das nicht gewesen wäre. Das alte verjährte Vorurtheil brach wieder mächtig in seinem Herzen hervor. Er suchte, wie er allein war, nach einem Mittel, seinen Stolz mit seiner Liebe zu vereinigen. Er fand mit

Erstaunen, daß er noch nicht frei war von dem Vorurtheil seines Standes, so oft er auch in Wilhelminens Armen desselben gespottet hatte. Er schlich zu Wilhelminen hinüber; er war sehr zärtlich; indeß fehlte es seiner Zärtlichkeit an dem raschen, ungestümen Feuer, womit die arglose Unbesorgtheit sich äußert.

Wilhelmine hatte andere Betrachtungen angestellt. Sie fühlte sich nicht von des Grafen Gästen beleidigt; sie hatte wohl nichts anders erwarten können; allein der Graf selbst hatte in seinem Benehmen etwas gehabt, das ihr nicht gefallen hatte. Nichts erhebt den Argwohn leichter, und macht ihn giftiger, als der kleinste Anschein der Zurüksezung von dem Geliebten. Und so etwas war, glaubte sie, geschehen. Sie beschloß, den Grafen zu beobachten, ohne ihm ihren Verdacht zu äußern. Sie waren also beide jezt gegen einander zwar zärtlicher, aber gespannt. Sie fühlten sich beide verlegen.

Der Graf hoffte, der künftige Tag sollte Wilhelminen besser gegen seine Verwandten sezen, und Wilhelmine, es würde zu einer

Szene kommen, in der nothwendig der Graf sie bestimmt in seinen Schutz nehmen müßte. Sie irrten sich beide; denn der ganze Besuch war ein vorher einstudirter Plan der Frau von Dürbeck, die beiden Liebenden zu trennen. Man war auf die Vorstellungen der Frau von Dürbeck übereingekommen, nicht Wilhelminen zu beleidigen, sondern nur durch die gewöhnliche Nachlässigkeit gegen sie einen Stachel an des Grafen Herz zu werfen. Die listige Frau fühlte, daß der Graf, sobald Wilhelmine beleidigt werde, sie bestimmt in seinen Schutz nehmen würde, und daß dann nach dem heftigen Charakter ihres Bruders alles verloren sey. Eben deswegen hatte sie die Verwandten ausgesucht, die ihren feinen Plan begreifen und ausführen konnten. Sobald also Wilhelmine den andern Morgen zum Thee erschien, was sie auf des Grafen Bitten that, so hob das Spiel wieder an. Der Graf gab Wilhelminen jede Gelegenheit, sich zu heben. Man achtete nicht darauf. Niemand bemerkte Wilhelminen. Auf die Länge, das konnte nicht fehlen, machte das seine Geliebte unbeholfen und verlegen. Der Graf glühete, und nun redete die Frau von Dürbeck sie ein

Paarmal an. Wilhelmine antwortete nicht, wie sie gewohnt war. Der Graf sah ein kleines Lächeln auf den Lippen eines seiner Verwandten, der in dem Rufe eines sehr gebildeten Mannes stand. Er verwünschte heimlich seine Gesellschaft, sich selbst und seiner Geliebten Verlegenheit.

So ging das einige Tage fort. Der Anstand wurde nie verlezt; allein diese kalte, lächelnde, schonende Höflichkeit, unter deren zerschmetterndem Gewichte Wilhelmine sich bewegen mußte, nahm ihr alle Leichtigkeit, gab ihr böse Laune, die noch übler wurde, weil sie eigentlich Niemand hatte, den sie anklagen konnte. Der Graf konnte, was er jezt tausendmal wünschte, nicht losbrechen; denn er sah schon das Erstaunen, den Spott, das höhnische Lachen auf allen Gesichtern seiner Verwandten, wenn er sagen würde, daß Wilhelmine ihm mehr sey.

Dem Troz kann man Troz entgegen sezzen, der Unvernunft Kälte und Stärke, dem Zorn Ruhe, dem Grimme ein siegendes Lächeln: aber was soll man dem Lachen, dem Spott, einem verächtlichen Kopfschütteln ent-

gegen setzen? Der Graf fing an, Gott zu danken, daß man seine Liebe zu Wilhelminen noch nicht wußte. Er sezte in seinen Gedanken seine Verbindung mit dem Mädchen noch wenigstens so lange hinaus, bis ein Zufall ihn berechtigen könnte, seine Verbindung zu erklären. Seine Liebe war nicht vermindert, aber in seinem Gemüthe lag eine Schärfe, die ihn jezt zärtlicher, jezt kälter machte. Er glaubte nicht, daß ihn Wilhelmine so genau beobachtete, noch weniger glaubte er, daß sie ihn so genau beobachten könnte.

Ihr Vater, der in tausendfachen Verhältnissen mit Menschen aus allen Ständen gelebt hatte, gab ihr, da sie den Wunsch äußerte, zu der Frau von Dürbeck zu ziehen, die Lehre: sich nie, in keinem Verhältnisse, mit einem von Adel auf einen vertraulichen Fuß zu sezzen. Es giebt jezt, sagte er: Tausende vom Adel, denen selbst der Adelstolz verächtlich ist, die das Verdienst auch des Bürgerlichen ehren, mein Kind, weil sie selbst Verdienste haben, weil edle Menschen sind. Aber sie sind Menschen, und so müssen sie die Ketten nicht ihres eigenen Vorurtheils tragen, sondern die Vorwürfe, die Verachtung der Schlimmern aus

ihrem Stande legen ihnen Ketten an, die eben so schwer sind, als wenn es ihre eigenen wären. Du willst zur Frau von Dürbeck, meine Tochter. Sey, was du dort seyn sollst, ganz: ihre Jungfer, die Erzieherin ihres Sohns, ihre Vorleserin, ihre Sängerin, was du willst, und sie will; aber nie ihre Freundin. Dein Herz müßte einmal der Raub dieser Freundschaft werden, denn sie müßte dich einmal verstoßen. Bey der Frau von Dürbeck war es Wilhelminen nicht schwer geworden, ihres Vaters Rath zu befolgen.

Aber jezt fiel er ihr auch bey dem Geliebten ein. Ihr fiel ein, daß ihr Vater im Allgemeinen gesprochen hatte. Sie fing sogleich an, ihren Geliebten auf das schärfste zu beobachten, und sie fand, die Unglükliche fand, daß seinem Herzen das Vorurtheil nicht ganz fremd war. Die bittere Empfindung, sich zurükgestossen zu sehen, erregte allen Stolz, dessen ihr Wesen fähig war. Die Hand, welche der Graf ihr als eine Wohlthat bot, beleidigte sie. Was, fragte sie sich selbst: wenn nun seine Liebe zu mir endigte? wenn er das Opfer, das er mir bringt, dann schwer findet? Sie erschrak vor den Folgerungen, die sich daraus so natürlich

ziehen ließen. Sie kam zu keinem Entschlusse; denn sie liebte den Grafen unaussprechlich. Der Graf hingegen ging auf einem ganz andern Wege. Er hatte nicht einen Gedanken daran, seine Verbindung mit Wilhelminen aufzugeben. Er war das glüklichste Wesen in ihren Armen; allein ihn drängte auch kein Wunsch, die Verbindung mit ihr gesezlich zu machen. Sie war ja ganz sein; was noch fehlte, war ihm sogar in gewissen Augenblicken lieb. Leise stieg der Wunsch in ihm auf, daß Wilhelmine so mit ihm fortleben möchte. Ist sie nicht glüklich? dachte er. Ist es denn mein Name, um den sie mich liebte? Nein, mein Herz! Er bedachte nicht, daß dann sein Name der kleinste Lohn dieser uneigennüzigen Liebe seyn mußte, den er ihr gab.

Der Graf schwieg von Kopulazion, und Wilhelmine, der jezt sein Schweigen bedeutend wurde, fragte einmal in einer Wendung des Gesprächs mit aller Unbesorgtheit und Kälte, wenn er ihr seine Hand geben wollte. Sie sah ungeduldig seiner Antwort entgegen. Der Graf, von dem ruhigen Tone ihrer Frage getäuscht, antwortete zu aufrichtig. Jezt gleich, sagte er: liebes Kind, noch heute, die-

sen Augenblick. Nur, Wilhelmine, hoffe ich, wirst du nichts dagegen haben, wenn unsere Verbindung noch eine Zeitlang der Welt ein Geheimniß bleibt.

Warum? fragte sie sehr kalt, und ohne Nachdruck. — Das Verhältniß meines Standes, meine Verwandten —

Ich zweifle, sagte sie lachend: daß sie jemals ihre Einwilligung geben werden. Wenigstens die nicht, die ich kenne.

Er zukte die Achseln. Also, fuhr sie leicht fort: heute oder übers Jahr, der Zeitpunkt ist Eins. Oder hast du Wünsche, daß unsere Verbindung noch geheim bleibe? das wäre etwas anders. Er küßte ihre Hände. Ja, liebste Wilhelmine, wir wollen uns heute noch kopuliren lassen; aber ich ersuche dich, Geliebte, noch eine Zeitlang zu verschweigen, daß du meine Frau bist. Ich will alle Anstalten machen.

Aetzendes Gift floß in Wilhelminens Seele. Wozu denn die Eile? fragte sie mit einem Seufzer. Laß uns das überlegen! Sie gingen aus einander, er froh, daß sie es so

leicht nahm, sie mit dem zerdrückenden Bleigewicht auf ihrer Seele, daß der Graf sich ihrer schäme. Und wie kann er lieben, wenn er sich meiner schämt? dachte sie weiter; wie soll ich ihn glüklich machen, wenn er mich so wenig achtet? Tausend Wies folgten auf einander. Wie, rief sie zulezt: hab' ich je meines Vaters Lehre vergessen können! Der Entschluß wurde nun fest von ihr gefaßt, nie des Grafen Frau zu werden, und wurde noch stärker, da der Graf in ein Paar Tagen darauf nichts weiter sagte. Wilhelmine nahm also alle ihre Stärke zusammen zu einem Gespräche, um ihrer Sache gewiß zu werden. Sie schien die Nothwendigkeit der Geheimhaltung ihrer Verbindung selbst zu fühlen. Sie gab sie dem Grafen zu. Sie ging noch weiter: sie suchte die Gründe dieser Nothwendigkeit auf; der Graf würde nicht so elende, so armselige Gründe gefunden haben. Er billigte sie. Sie sah mit beklemmender Gewißheit, daß der Graf, Troz seiner Liebe, sich ihres Standes schäme. Sie umarmte ihn bey seinem Weggehen mit einer ahnungsreichen Zärtlichkeit. Er reiste mit seiner Schwester auf zwey Tage in die Nachbarschaft.

Kaum war er fort, so schrieb Wilhelmine ein Billet, pakte ihre Sachen ein, und eine ziemliche Summe Geldes, die der Graf ihr geschenkt hatte, ließ anspannen, und fuhr ins nächste Städtchen, wo eine Poststazion war. Hier nahm sie Postpferde und fuhr weiter.

Der Graf erhielt bey seiner Zurükkunft folgendes Billet: „Ich erspare Ihnen, lieber Graf, und mir die Reue, daß wir uns geliebt haben, durch meine Abreise. Ich liebte allein Sie, nicht Ihren Rang; auch Sie liebten mich, das weiß ich mit fröhlicher Ueberzeugung in dieser trostlosen Stunde meines Lebens. Eine Verbindung mit mir mußte Ihnen ein Opfer scheinen; das allein konnte ich nicht zugeben. Großmuth ist es nicht, die mich von Ihnen reißt, wie Sie leicht nach Ihrer Art zu fühlen glauben möchten. Es ist vielmehr reines Selbstgefühl meines Werths. Auch hat mir die Abreise weit weniger Ueberwindung gekostet, als mir das Dableiben gekostet haben würde. Ich will lieber weinen, als zittern, lieber unglüklich seyn, als mir selbst verächtlich. Unsre Herzen täuschten sich mit einer Stärke von Tugend, die erst das Loos einer glüklichen Zukunft seyn wird. Ich konnte nichts thun, als den süssen

Irrthum unsrer Herzen verbessern. Sie werden mich nie vergessen, und ich werde Sie ewig lieben; und wenn schon ein Vorurtheil uns trennte, ich bin gerecht genug zu glauben, daß Sie es werth waren, von diesem Vorurtheile frey zu seyn. Wilhelmine."

Der Graf überlas das Billet hundertmal, und verstand es nicht. Er kannte ja den Ideengang Wilhelminens nicht. Er hielt in der That ihre Abreise für Großmuth, die nichts als der edelste Stolz des Mädchens gewesen war. Er sezte sich sogleich zu Pferde. Er ritt von Poststazion zu Poststazion. Er verlor indeß sehr bald ihre Spur, und kehrte trostlos zurück. Sobald er Wilhelminen nicht mehr hatte, fühlte er innig die Größe ihres Verlustes. Er wäre jezt im Stande gewesen, um ihre Hand vor dem Angesichte des ganzen Adels auf den Knien zu bitten. Er verwünschte seine Unschlüssigkeit, seinen Stolz, besonders da er nach und nach durch Ueberlegung fand, daß der Vorschlag einer heimlichen Verbindung ihm ohne Zweifel Wilhelminen geraubt hatte. Er verwünschte seine Schwester, seine Verwandten. Er erklärte jezt seiner Schwester, die von Wilhelminens Abreise gar nichts begriff, mit sehr

planen Worten und bestimmter Versicherung, daß er Wilhelminen heyrathen würde, sobald er sie fände. Er sagte das laut und öffentlich, er schrieb das seinen Verwandten, und die Frau von Dürbeck, die Wilhelminens Abreise für nichts als einen Theaterstreich hielt, um die Sehnsucht ihres Bruders zu spannen, glaubte sich verloren. Sie sagte ihm mit bittern Spott: o wenn das dein Ernst ist, Bruder, so sey ruhig, die Prinzessin wird sich wiederfinden. Dieser Kunstgriff ist so abgenuzt, daß ich mich nur wundere, wie er dich täuschen kann. Der Graf schrieb, ritt, fuhr, reiste, fragte; allein der Aufenthalt Wilhelminens blieb verborgen. Er kehrte nach sechs Monaten unablässigen Forschens nach Rollenhagen zu seiner Schwester zurück und rief: ich bin verloren! Sie ist verschwunden!

Wie die Schwester seine Reisen erfuhr, so fing sie an zu glauben, daß Wilhelmine doch wohl keine Rolle gespielt hatte. Vorher hatte sie gesagt: die listige Schlange! jezt sagte sie: das einfältige Geschöpf! Wehe dem Menschen, daß ihm so oft die Tugend nichts ist als List oder Dummheit! Was muß diesem Menschen das Leben seyn? und was das

Grab? Der Graf überließ sich einer finstern Melancholie, von der ihn zwar die Zeit wieder heilte; aber Wilhelminens Verlust ersezte ihm nichts auf der Welt. Seine Verwandten machten mehrere Versuche, ihn zu verheyrathen. Sie brachten die reizendsten Mädchen, die gebildetsten Mädchen mit ihm in Verbindung. Der Graf verglich sie mit seiner verlornen Wilhelmine, und er blieb kalt. Er machte noch von Zeit zu Zeit Reisen, um Wilhelminen irgendwo zu finden; allein immer vergebens. Endlich vergrub er seinen leichten, wehmüthigen, aber unauslöschlichen Kummer mit sich in die Einsamkeit seiner Güter. Hier noch umschwebte ihn der wohlthätige Genius Wilhelminens. Er theilte seine Zeit in Studiren und in die Wohlthätigkeit gegen seine Unterthanen. Man gab es endlich auf, ihn verheyrathet zu sehen, und der junge Dürbeck wurde zu seinem Erben erklärt, und so nach den Ansprüchen auf den Reichthum seines Oheims erzogen.

Wilhelmine reiste indeß mit ihrem Kummer, aber auch mit dem beruhigenden Gefühle, daß sie recht gethan hatte, weiter. Sie ging nach Hamburg zu, dort glaubte sie als

Gouvernante oder in einer andern Lage am ersten unterzukommen. Sie traf mit noch einem andern Wagen auf einer kleinen Poststazion zusammen. Die Reisenden waren ein ältlicher Mann von einem schönen Ansehen, und seine Frau, mit einem lieblichen Gesicht. Der Mann hob Wilhelminen von der Postchaise. Sie aßen zusammen. Man fand, daß sie alle nach Hamburg wollten. Die Fremden thaten Wilhelminen den Vorschlag, da sie keinen eigenen Wagen hatte, in dem ihrigen mit zu reisen. Das wurde gern angenommen.

Man reiste weiter. Der Fremde fragte Wilhelminen, wer sie sey. Sie antwortete im Gefühl ihres Schmerzes: eine unglükliche, von ihrem Manne verlassene Frau. Der Fremde sah sie forschend an. Er fragte nichts weiter als nach ihrem Namen. Madame Franken Der Fremde ließ sich nun mit Wilhelminen in ein umherlaufendes Gespräch ein, und nach einer Stunde rief er: der Bösewicht! Wilhelmine sah ihn groß an. Ich meyne, sagte er: ihren Mann. Er war ein sehr edler Mann, mein Herr, sagte Wilhelmine sanft und bereuend: nur das feinste Ge-

fühl der Ehre hat uns getrennt. Der Fremde fragte nicht nach ihren Schiksalen, so wenig wie seine Frau, was ihnen Wilhelmine verdankte. Er fragte nach ihren Absichten in Hamburg Wilhelmine sagte sie ihm. Wilhelmine fühlte auf dieser Reise die Aufheiterung, welche eine geistvolle Unterhaltung giebt. Der Fremde erzählte von seinen Reisen, er kannte eine unglaubliche Menge Menschen, und zwar sehr genau. Es nahm Wilhelminen nicht mehr Wunder, da sie erfuhr, daß der Fremde der Directeur des Schauspiels aus Hamburg war.

In Hamburg nahm der Directeur Wilhelminen mit zu sich. Er hörte sie singen, spielen, er hörte sie lesen, und dennoch that er ihr den Vorschlag nicht, aufs Theater zu gehen. Wilhelmine las zuweilen für eine fehlende Aktrize eine Rolle in den Leseproben. Sie las richtig. Man feuerte sie an, und dennoch that ihr der Directeur den Antrag nicht, aufs Theater zu gehen. Wilhelmine fiel selbst auf den Einfall. Ihr Wirth stellte ihr die Last dieses unendlich schweren Standes vor. Wilhelmine glaubte ihm nicht. Sie widerlegte alle seine Einwendungen, und sie betrat die

Schaubühne. Ihre Schönheit, ihre Stimme, ihre richtige Sprache, ihr schnelles Gefühl machten sie sehr bald zu dem Lieblinge des Publikums. Sie wohnte bey dem Directeur, und es wurde sehr bald gewiß, daß sie so tugendhaft als schön war.

Schon nach drey Monaten machte die Frau des Directeurs die Entdeckung, daß Wilhelmine Mutter werden würde. Wilhelmine erschrak zwar vor dieser Entdeckung; aber doch hob sich ein schöner Gefühl des Entzückens in ihrer Seele. Jezt, jezt wurde ihr das Andenken des Grafen unendlich theuer; jezt hob sich die Liebe wieder bis zu dem Wunsche, ihn nicht verlassen zu haben. Ihre Gefühle erhielten durch das Gefühl Mutter zu werden etwas überirdisches. Ein heiliges Feuer sachte sich in ihrer süß beklemmten Brust an. Sie lebte hier in einer Art von Ueberfluß. Sie legte von ihrem Gehalt zurück, anfangs, wie der Directeur sagte, für ihr Alter, jezt für ihr Kind. Eine neue Empfindung belebte sie. Sie hatte bis dahin die ersten Liebhaberinnen gemacht; jezt wählte sie in einem Trauerspiel die Rolle einer Mutter, und die Worte: ich werde bald Mutter seyn! die fast immer ein Lä-

cheln beym Parterre hervorgebracht hatten, sez-
te sie in dem Trauerspiel mit einer solchen Er-
habenheit, die Thränen drangen bey den Wor-
ten so gewaltsam aus ihren Augen hervor, das
Gesicht war so heilig, so entzükt dabey, daß
ein allgemeines Gefühl der edelsten Rührung
das Haus ergriff. Niemand lachte, obgleich
Wilhelminens Gestalt die Worte bestätigte.
Sie wurde endlich die glükliche Mutter eines
gesunden Mädchens, und ihr Entzücken war
ohne Maaß.

Sie erzog ihre Tochter mit einer Vorsicht
ohne Gleichen. Sie nahm jezt fast gar keine
Besuche an, und gab keine als nur bey den
Bessern ihrer Gesellinnen. Ihr Zimmer war
ein Heiligthum; über ihre Schwelle kam das
Gelächter nicht, nicht der fröhliche Leichtsinn ih-
res Standes. Bey ihrer Tochter war Wilhel-
mine eine Heilige, eine Priesterin der ernsten
Tugend, der Ewigkeit; auf der Bühne nur die
fröhliche Priesterin Thaliens. Sie machte so-
gleich in den ersten Jahren ihres neuen Lebens
die Erfahrungen, daß die Alten wohlgethan
hatten, keine Frauenzimmer auf die Bühne zu
bringen. Sie selbst wäre wieder von der Büh-
ne abgetreten, wenn die Sorge für ihrer Toch-

ter Leben, und der Ruhm sie nicht gehalten hätten; allein sie war fest entschlossen, ihrer Tochter die Bühne völlig zu verschließen. Sie scheute die schlüpfrigen Bretter der Schaubühne, und sie gab das Beyspiel, daß die Tugend sie betreten kann, ohne zu gleiten.

Gott, rief sie oft: wenn ich nichts wäre als Schauspielerin! o wie dank ich dir, daß ich auch Mutter bin. Ihre Tochter füllte den Kreis ihres Denkens, ihres Handelns und ihres Glükkes aus. Hier auf der Bühne, hinter den Kulissen, in den Gesellschaften ihrer Gespielinnen lernte sie, wie wenig der Mensch ist, und in ihren Gefühlen des reinen Herzens, in der Einsamkeit, bey ihrer Tochter lernte sie, wie viel der Mensch seyn kann. Sie unterrichtete ihre Tochter selbst; sie wiederholte nur die Erziehung, die sie genossen hatte. Der Mensch ist für die Ewigkeit durch die Tugend da, das war der Grundsaz, auf den alle ihre Lehren abzwekten. Dies behielt sie unablässig im Auge. Alles, alles war zu verlieren, zu vergessen, zu entbehren, nur der Wille für das Gute nicht, nicht die Sehnsucht nach der Ewigkeit. Diese Erziehung allein kann den Charakter des Menschen befestigen, nichts weiter.

Festigkeit des Charakters, etwas anders fest zu halten als den Willen für das Gute, ist Trotz, Eigensinn, nichts mehr. Die kleine Karoline bekam bey dem weichsten Herzen schon in der frühesten Jugend eine unerschütterliche Festigkeit, oder vielmehr die Anlage dazu. Sobald die Kleine sechs Jahr alt war, verließ die Mutter mit ihrer Tochter die Stadt. Sie bezog ein kleines Gartenhaus in einer reizenden Gegend an der Elbe. Wilhelmine hatte das Glück gehabt, eine unglükliche Wittwe zu finden, der sie, wenn sie in der Stadt war, ihre Tochter anvertrauen konnte, und welche eben die Regeln der Erziehung bey dem Kinde befolgte. Auf diesem Landhäuschen lebte Wilhelmine völlig einsam. Sie hatte hier jeden Besuch verbeten.

Man nannte das Eigensinn; allein man gab ihren Wünschen nach, weil sie geliebt wurde. Hier in der Natur erhielt Karoline die ersten Eindrücke auf ihr Herz. Hier lernte sie von ihrer Mutter Musik, Lesen und die weiblichen Geschiklichkeiten. Sie wußte nicht einmal, was ein Schauspiel war, obgleich ihre Mutter die Zierde desselben war. Ein Paar gutartige Kinder eines benachbarten Gärtners

waren ihre Gespielen. Man verbarg ihr vorsezlich die Verbrechen der Menschen. Man füllte ihr Herz und ihre Phantasie ganz mit der Tugend an, ehe man sie mit der Verdorbenheit der Menschen bekannt machte. Ein geschikter Schulmann unterrichtete sie täglich ein Paar Stunden in der Naturlehre und den andern Wissenschaften, deren Werth Wilhelmine durch Lesen kennen gelernt hatte. Karoline war zehen Jahre alt, da fing denn die Mutter an, das Bild des Menschen nach und nach auch mit seinen häßlichen Zügen der Tochter unter die Augen zu bringen. Sie lernte nun auch die Lebensklugheit, freylich noch ganz theoretisch, aber richtig. Die Mutter verschwieg der Tochter nicht, wie wenig sie von den Menschen zu erwarten hatte, und wie sehr sie ihr eigenes Herz fürchten müßte. Sie fing mit Karolinen an zu lesen. Fast alles war Karolinen neu. Jede Seite gab Veranlassung zu den unterrichtendsten Gesprächen über den Menschen.

Sie verschwieg sogar Karolinen nicht, daß sie unendlich schön sey. Sie zeigte ihr, welch eine gefährliche Schlinge ihre Schönheit und die Schmeicheley der Männer für sie wer-

den könnte. Sie belegte diesen Unterricht, der so ganz versäumt, oder so nachlässig getrieben wird, mit Beyspielen, woran es ihr in ihrer Lage nicht fehlen konnte. Es war in der That der Mutter Wunsch, ihre Tochter tugendhaft und nicht die Tugend zu einem Netze einer guten Heyrath zu machen. Sie legte also den Werth des Mannes in ganz etwas anders als in ein einträgliches Amt, oder in einen großen Titel. Sie heuchelte auch mit der Tochter nicht; sie verschwieg ihr nicht, wie viel Jugend, männliche Schönheit für ein Mädchen wären; aber sie lehrte sie, daß das kein Verdienst, nichts als ein Glück sey.

Was aber hauptsächlich einen wichtigen Punkt in Wilhelminens Erziehung ausmachte, war ihr eignes Schiksal. Vor nichts warnte sie ihre Tochter mehr und dringender, als vor der Freundschaft, vor dem Vertrauen mit Menschen aus höhern Ständen. Ueber dieses Kapitel redete Wilhelmine immer mit Thränen in den Augen, mit der ganzen angestrengten Kraft ihres Herzens, und hierin drang sie auch am tiefsten in ihrer Tochter Seele ein. Von nichts in der Welt war Karoline mehr und inniger überzeugt, als daß ein Großer nie das Vor-

recht, das ihm die Geburt giebt, vergessen könnte, wäre er auch noch so edel. Es ist, sagte die Mutter: durchaus in alle Fasern seiner Seele verwachsen, alle seine Gedanken, Empfindungen tragen seine Farbe. Er kann sich nicht davon losmachen. O mein Kind, sezte sie hinzu, und schloß ihre Tochter an sich: was es dir auch kosten mag, reiß dein Herz von jedem los, der über deinen Stand ist, ehe du gezwungen wirst, es los zu machen.

Ueber diesen Punkt war die Mutter am ausführlichsten, am gerührtesten; sie kam jeden Augenblick darauf zurück, und es drükte sich unauslöschlich tief in Karolinens Seele. Je älter Karoline wurde, desto bestimmter wurde auch der Unterricht über den Menschen; allein die Energie und die Reinheit ihres Herzens, die Unschuld ihres Wesens blieben dieselben. Sie wurde, und nur bey einer solchen Erziehung ist es möglich, die Freundin ihrer Mutter. Sie liebten sich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Jezt aber wurde es doch nach und nach bekannt, welch eine schöne Tochter Madame Franken hatte. Die Schauspielerinnen wur-

den neugierig. Sie überfielen Mutter und Tochter, erstaunten vor dem hohen Reiz des Mädchens, und nun ging es von Mund zu Mund, daß die Mamsell Franken tausendmal reizender sey als ihre Mutter in der vollsten Blüthe. Man hatte sich zwar in Hamburg daran gewöhnt, an die Tugend einer Aktrize zu glauben. Allein das Wort Schauspielerin war doch lockend genug, wenigstens das reizende Geschöpf zu sehen. Die Gegend, wo Wilhelmine wohnte, war nun der Spaziergang junger Herren. Einige waren unverschämt genug sich einzudrängen.

Die Schauspieler lagen Madame Franken an, ihre schöne Tochter auf das Theater zu bringen; sogar das Publikum schien es zu verlangen. Wilhelmine wollte die Bühne noch nicht verlassen, um ihrer Tochter ein Vermögen zu sammlen; sie sah sich also gezwungen, ihre Tochter von sich zu lassen, um dem mannigfaltigen Andringen an ihre Tochter auszuweichen. Sie sandte also ihre Tochter mit der Wittwe in eine Stadt, wo sie mit ihrem Vater ehedem gelebt hatte, und wo sie eine sehr ehrliche Familie gekannt hatte, deren Bekanntschaft sie ihrer Tochter zu machen

rieth. Wilhelmine hatte ihre Tochter nicht mit ihren Schiksalen bekannt gemacht; sie fürchtete, daß diese Bekanntmachung ihre Tochter einmal wieder mit dem Grafen in einen Zusammenhang bringen könnte, den sie für ihrer Tochter Ruhe nicht zuträglich hielt. Karoline wußte also nichts weiter, als daß ihr Vater, Namens Franke, ein Mahler gewesen, und daß nach seinem Tode ihre Mutter, um sich zu nähren, Schauspielerin geworden sey. Weiter wußte Niemand etwas.

Karoline kam also mit ihrer Pflegemutter in A*** an. Sie fanden die Familie noch, obgleich die Leute nichts von einer Frau Franken wissen wollten. Sie erhielten in dem Hause ein Paar Zimmer, und sie lebten hier sehr eingezogen und einfach. Dies Leben hatte einen neuen Reiz für Mutter und Tochter. Sie schrieben unabgesezt jeden Posttag an einander. Die Tochter war in einer neuen Welt, in neuen Verhältnissen. Dieser Briefwechsel war aufs neue für die Tochter sehr unterrichtend. Er übte sie im Schreiben, und zwang sie, über ihre kleinen Begebenheiten strenger zu denken als ehmals.

Um die Stadt her war eine sehr romantische Gegend. Ein Fluß mit sehr schönen hohen felsigten Ufern strömte an der Stadt weg in ein weites Thal, das den Augen ganz offen mit seinen Dörfern, Weinbergen, Wäldchen, und kleinen Höhen da lag. Hieher auf diese Felsenhöhen ging Karoline sehr oft mit ihrer Pflegemutter. Hieher ging auch eines Tages Karoline. Der Platz, wo sie zu sitzen pflegte, weil er der schönste ihrer Meynung nach war, war von einem jungen Menschen eingenommen, der mit frohen, entzükten Blicken die schöne Gegend abzeichnete. Wie sich Karoline mit ihrer Pflegemutter näherte, sah der junge Mensch auf. Er sah Karolinen einen Augenblick lang an. Er zog den Hut sie zu grüßen, und in dem Augenblick warf er Hut und Papier von sich, rief: o mein Gott! und stürzte sich von den steilen Felsen mit einer furchtbaren Gewalt hinab. Karoline schrie auf, sie trat an den Abhang. Der junge Mensch sprang von Felsstück zu Felsstück mit grosser Geschiklichkeit und Geschwindigkeit, und nun sah auch Karoline, warum er diesen gefährlichen Lauf machte.

Ein Paar Kinder hatten oben am Abhange des Felsens gespielt; das eine geräth zu nahe an den Abhang, fällt hinab, und rollt mit grosser Gewalt dem Flusse zu. Das wars. Die Mutter der Kinder, die auf dem Felde arbeitete, näherte sich lautschreiend. Karoline verfolgte mit angstvollen Blicken den hinabfliegenden Jüngling, der dem Kinde vorzukommen strebte. Er erreichte es glüklich in dem Augenblicke der größten Gefahr. Er ergriff das Kind und warf sich eben an dem steilsten Abhange mit dem Kinde auf dem Arm zu Boden. Weiter konnte er nichts thun, um sich selbst zu retten. Langsam hob er sich nun mit dem Kinde empor. Er kletterte wieder aufwärts. Karoline rief ihm zu, wohin er sich halten sollte, um die Höhe zu erreichen. Er erreichte sie glüklich. Karoline reichte ihm die Hand, um ihm völlig herauf zu helfen. Er war oben. Er drükte das Kind an seine Brust, er küßte es schweigend, dann gab ers der Mutter, es nach Hause zu bringen, mit einem Geschenk, das groß seyn mußte, weil die Frau ihren Sohn darüber vergaß, und nur für das Geld dankte.

Das Kind war betäubt. Die Mutter eilte, und Karoline stand bey dem Jünglinge, und

fragte: mein Gott, wie kam das? Er erzählte, was er gesehn hatte, und so kam man schwazzend über den unglüklichen Vorfall wieder an die Stelle, wo er gesessen hatte. Hier half ihm Karoline seine Mappe, seinen Hut, seine Papiere sammlen. Karoline besah das Blatt, das er gezeichnet hatte. Sie sollten auch die Begebenheit darauf nicht vergessen, sagte sie. Hier, sagte er: standen Sie mit der Mutter des Kindes. Er warf die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm mit ein Paar leichten Zügen aufs Papier. Darüber kamen sie auf die Aussicht zu reden. Der junge Mensch zeigte Karolinen die schönsten Punkte der Gegend, die sie kannte. Was sie aber nicht wußte, war, daß man mit frühen Morgen erst die Gegend in ihrer ganzen Pracht sehen konnte, weil sie alsdann von der Sonne erleuchtet war. Das wollen wir Morgen, sagte Karoline zu ihrer Pflegemutter. Sie gingen nun noch eine Zeitlang mit dem jungen Menschen. An einem Querwege, den Karoline gehen wollte, verließ er sie, und sie fragte: hatte er nicht etwas ungemein Edels in seinem Wesen.

Es war der junge Dürbeck, den Karolinens Mutter die ersten fünf Jahre erzogen hatte, den

hier der Zufall mit Karolinen zusammen warf. Er war jezt zwey und zwanzig Jahre alt, und Karoline beynahe siebenzehn. Der Jüngling war nicht bey seiner Mutter erzogen. Der Graf, der einen Widerwillen gegen seiner Schwester Grundsätze seit Wilhelminens Abreise erhalten hatte, wollte ihr die Bildung ihres Sohnes, die Wilhelminens schöner Geist angefangen hatte, nicht anvertrauen. Er lernte auf seinen Entdeckungs-Reisen nach Wilhelminen einen jungen edlen Mann kennen, dessen hoher Enthusiasmus für das Gute zu der bittern Reue des Grafen über seine Lauigkeit für Wilhelminens Tugenden stimmte. Er wollte nun, daß sein Neffe frey von den Vorurtheilen seines Standes, die ihn Wilhelminen gekostet hatten, sollte erzogen werden. Der Graf irrte hier zum zweyten Male. Er traute sich wiederum mehr Tugend zu, als er hatte. Allein er mußte der verlornen Wilhelmine ein Opfer bringen, das war das Kind, das sie so sehr liebte. Der junge Dürbeck wurde also diesem jungen Manne anvertraut, mit der vorzüglichen Bedingung, ihn frey von dem Stolze seines Standes zu erhalten. Es war ein Glück, daß sein Erzieher mit einem heis-

sen Herzen ein sehr ruhiges Nachdenken und sehr gründliche Kenntnisse verband, sonst hätte er einen thörigten Schwärmer aus dem jungen Dürbeck bilden müssen. Seine Erziehung wurde nun nach den Grundsätzen seines Oheims angefangen, und sie gelang so gut, daß Dürbeck ein edler Mensch wurde, ohne einmal recht zu wissen, was es sey, ein Edelmann seyn. Sein Lehrer zog mit ihm in Deutschland, dann in der Schweiz umher, bis endlich sein Lehrer ein Mädchen fand, das er liebte, und ein Amt, das ihn nährte.

Nun blieb der Jüngling, wie er seine Verwandten besucht hatte, sich noch selbst überlassen, eine Reise zu machen, und so hatte ihn der Zufall hieher in die Stadt geführt, wo Karoline lebte. Die romantische Gegend zog ihn an. Er liebte die Natur, und zeichnete sehr schön. Aber noch mehr hatte das schöne Mädchen den Jüngling angezogen. Er begriff selbst nicht, wie der Anblick eines schönen Gesichts seinem Herzen so wohl thun konnte. Er fühlte eine heitere, reine Jugendempfindung, wie er Karolinen erblikte. Wahrscheinlich schlummerte noch ein Bild von Wilhelminen in seiner Seele, das durch Karolinens Aehn-

lichkeit mit ihrer Mutter lebendig wurde. Holder, sagte er zu sich, wie er sie verließ: kann doch kein Geschöpf seyn als dieses Mädchen.

Am andern Morgen war er mit Sonnenaufgang schon auf dem Felsen, und er hofte mit Sehnsucht auf das schöne Mädchen. Sie kam wirklich. Er redete sie an. Sie besahen die schöne Gegend, und Karoline, deren Gefühl für die Naturschönheiten nicht wie bey den meisten jungen Leuten Worte waren, hing mit brennenden Blicken auf der lieblichen Gegend. Jedes Wort, was sie sagte, kam aus dem vollen Herzen. Ihr poetischer Ausdruck, den allemal eine einsame Erziehung bildet, wunderte Dürbeck. Er liebte ihn, und er hatte noch nie Anhänglichkeit für einen Menschen empfunden, weil er von der Kälte ihres Ausdrucks auf ihre Herzen geschlossen hatte. Hier stand er nun vor einem sehr schönen Geschöpf, das gerade mit dem Feuer redete, wie er dachte. Er fühlte, er müßte seinen Umgang mit ihr fortsetzen.

Er erkundigte sich erst nach ihren Familien-Verhältnissen. Sie heißen Mamsell? — Franken. — Das ist Ihre Frau Mutter? — Nein, nur meine Pflegemutter. — Also Ih-

re Eltern sind todt? — Mein Vater; meine Mutter ist Schauspielerin in Hamburg.

Bey diesem Worte Schauspielerin sank Dürbecks fröhlicher Muth ganz. Er hielt Karolinens Wärme für eine Rolle. Schauspielerin? wiederholte er seufzend. Und Sie leben hier, so weit von Hamburg? — Nach dem Willen meiner Mutter. — Sie haben selbst wohl schon gespielt? — Nie. Ich bin höchstens dreymal im Schauspiel gewesen, und jedesmal gaben sie: nicht mehr als sechs Schüsseln. Das war das einzige Stück, das meine Mutter mir zu sehen erlaubte. — Und warum eben nur das? fragte er nachdenkend. — Weil mir meine Mutter es recht sehr anschaulich machen wollte, daß das Verhältniß, worin ein Bürgerlicher mit dem Adlichen kommen kann, immer für den erstern drückend wird, daß der Adel immer stolz — doch, fragte Sie auf einmal lachend: ich stehe hier und plaudre, und weiß nicht, wer Sie sind. — Sie haben mich gestern in meiner Beschäftigung getroffen. Ich bin ein Mahler und heiße Schütz. (So hieß sein Lehrer.) Dürbeck wollte das Mädchen nicht beschämen, das so eben dem Adel eine Härte gesagt hatte, und so gab er sich einen Na-

men, den er sich sehr oft sogar gab, weil er ihn liebte, und weil der Name ihm in jedem Verhältnisse weniger Zwang anthat.

Die Bekanntschaft war nun eingeleitet, Karoline fand es angenehm, die Bekanntschaft mit einem Mahler gemacht zu haben, da ihr Vater dieselbe Kunst getrieben hatte. Die Pflegemutter Karolinens hatte den Auftrag, die Wünsche des Mädchens, sobald sie nicht sichtlich gefährlich wären, zu erfüllen, und sie nur scharf im Auge zu behalten. Wie Karoline nun zurückging begleitete Dürbeck sie, und da Karoline gar keine Bedenklichkeit äußerte, wie sie am Thore waren, so ging er mit bis vor ihr Haus. Er wollte nun Karolinen noch ein Paar Landschaften von Schweizergegenden zeigen; es war natürlich, daß er sie also besuchte. Karoline sagte: wir sind den ganzen Vormittag zu Hause, und so war Dürbeck in zehn Minuten mit seinen Zeichnungen bey dem Mädchen.

Dürbeck, der nie so schnell eine Bekanntschaft hatte machen können als hier, schob die Freymüthigkeit, die Natürlichkeit des Mädchens auf den Stand ihrer Mutter. Auch würde Karoline gegen jeden andern blöder gewesen seyn, mit dem sie nicht

auf eine so seltsame Weise bekannt geworden wäre. Dürbeck fand Karolinen schön, gebildet; allein er traute ihrem Charakter nicht. Auch lag offenbar etwas räthselhaftes in ihrem Hierseyn in dieser Stadt mit ihrer Pflegemutter. Indeß er sah diese Bekanntschaft als ein Abentheuer an, das er endigen könnte, sobald er wollte. Es lag doch etwas schmeichelhaftes für ihn in dieser Bekanntschaft. Er fand nun auf Karolinens Zimmer, was ihn in Erstaunen sezte, eine kleine Zahl der ausgesuchtesten deutschen und französischen Bücher, nicht ein Buch von denen, die er erwartete. Er blätterte die Musikalien auf. Nicht ein Blatt war da, das nicht die reinste Unschuld hätte spielen dürfen. Er sah das Mädchen darauf an, und dieser reine Geist der Unschuld auf ihrem Gesicht sprach dem allen zu. Und doch stand ihm das Wort Schauspielerin noch beständig entgegen. Die Pflegemutter, die ihn so ämsig unter den Büchern und Noten kramen sah, lächelte ein Paarmal; auch dies Lächeln schien ihm bedeutend. Er ließ seinen Argwohn nicht fahren. Er ging, er kam wieder; immer traf er Karolinen allein, sehr einfach gekleidet, immer bey weiblicher Arbeit, oder bey einem

höchst nützlichen Buche, oder am Klaviere vor den Meisterstücken der edeln Kunst.

Er erfuhr nun nach und nach Karolinens Erziehung, der Mutter Grundsätze. Er las sogar einige Briefe der Mutter an ihre Tochter, und nun füllte die allertiefste Achtung sein Herz gegen Mutter und Tochter. Tochter und Mutter korrespondirten über die neue Bekanntschaft. Die Tochter verbarg ihrer Mutter nicht die kleinste Empfindung, die sie gegen den jungen Künstler fühlte, und die Mutter entdekte der Tochter, daß ihre Empfindung Liebe werden könnte. Die Pflegemutter erhielt Verhaltungsbefehle. Man erkundigte sich nach des Künstlers Leben. Er lebte sehr einfach. Alles, was man hörte, war zu seinem Lobe. Ueber seine Empfindungen war man bald außer Zweifel, seine Neigung gegen Karolinen brach mit jedem Besuche sichtlicher hervor. Das wußten nur die beyden Mütter allein.

Dürbeck liebte Karolinen mit großer Leidenschaft; allein er war gewohnt, sich selbst Rechenschaft von seinem Beginnen abzulegen. Er verbarg Karolinen seine Empfindungen. Er zitterte vor der Zukunft; er hörte von Karoli-

nen, er las in der Mutter Briefen, wie entschieden die Abneigung beider gegen irgend eine Verbindung mit einem Menschen über ihren Stand war. Von Seiten seines Oheims glaubte er gar kein Hinderniß befürchten zu dürfen; denn eben dieser hatte ihn ja zu diesem vorurtheilslosen Handeln erziehen lassen. Seine Mutter, sah er, würde sich geben müssen, sobald sein Oheim wollte, und Karolinens Abneigung gegen seinen Stand beruhte doch auf eben so falschen Gründen, als der Stolz des Adels selbst. Davon hoffte er sie zu überzeugen, sobald er ihrer Liebe gewiß war.

Das war nun nicht so leicht; denn Karoline that jeden Schritt vorwärts auf Befehl ihrer Mutter. Hätte sie ihrer Empfindung folgen wollen, schon längst hätte sie den Jüngling an ihren liebetrunknen Busen geschlossen. Sie traute ihrer Mutter Erfahrung mehr als ihrem Herzen; denn sie wußte, daß ihre Mutter besorgter für ihrer Tochter Glück war als für das ihrige. Sie liebten sich längst; aber sie hatten nicht das Herz, es sich zu sagen.

Dürbeck hatte einen alten Bedienten bey sich, der den Grafen noch als ein Kind gekannt

hatte, und der dem Grafen unendlich zugethan war. Er mußte den jungen Dürbeck begleiten, und er hatte nebenher den Auftrag, auf den jungen Herrn zu merken, und dem Grafen, wenn es nöthig war, Nachricht zu geben. Der Alte schrieb jezt an den Grafen, daß sein junger Herr sterblich verliebt in eine Schauspielerin sey, und daß er, wie er aus einzelnen Reden des Herrn von Dürbeck schließen müßte, ernsthafte Absichten auf das Mädchen habe. Das Mädchen, schrieb der Alte: ist sehr schön. Der junge Herr ist fast den ganzen Tag bey ihr. Er zeichnet nicht mehr, er liest nicht mehr; das einzige, was er thut, er mahlt das Mädchen, und macht Verse an sie.

Wie der Graf den Brief des Alten erhielt, erstarrte er. Sein Neffe sollte eine Schauspielerin heyrathen? Auf einmal sah er, mit Erschrecken, daß sein Neffe sich auf ihn selbst berufen könnte; hat er mich nicht in den Grundsätzen, die ich nun befolgen will, erziehen lassen? konnte sein Neffe sagen. Und was hatte er zu antworten? Eine Schauspielerin? rief er mißmuthig, sein Zimmer auf und abgehend, wenn es noch so ein Mädchen wäre, wie Wilhelmine; aber eine Schauspie-

lerin? Nein, das kann ich nicht zugeben. Der Geburtsstolz ist eine Thorheit, eine alberne Thorheit, die ich hasse, wie keiner, denn sie hat mich um alle Freuden des Lebens gebracht; aber eine Schauspielerin? das ist zu viel gefodert.

Der Graf merkte nicht, daß sein Vorurtheil ihm hier so gut einen Possen spielte, als vor siebenzehn Jahren, und daß es noch sehr mächtig war, so sehr er es haßte. Er schrieb seinem Neffen. Er sagte ihm, daß er seine Freyheit nicht beschränken wolle, aber er dürfe nie erwarten, daß er eine Einwilligung in eine Verbindung mit einer Schauspielerin geben werde.

Der Neffe antwortete, daß es keine Schauspielerin sey, sondern ein Mädchen, das nur dreymal erst: nicht mehr als sechs Schüsseln gesehen habe, ein vortreffliches Geschöpf, mit dem er allein hoffen könnte, glücklich zu werden, die Tochter eines Mahlers, Namens Franke. Er dankte seinem Oheim dafür, daß er ihn in seinem Glücke nicht beschränken wollte, wie er denn auch entschlossen sey, für den Besitz des Mädchens alles in der Welt, nur die Tugend nicht, aufzuopfern.

Der Oheim ärgerte sich heftig, daß das Mädchen keine Schauspielerin war; aber sogleich war der Entschluß dennoch wieder da: heyrathen darf er sie nicht. Er suchte Gründe dafür auf, und er fühlte, daß mit eben diesen Gründen, die er seinem Neffen sagen wollte, jeder seiner Verwandten das Recht gehabt hätte, von ihm zu verlangen, Wilhelminen und sein Glück aufzugeben. Da gestand es sich der Graf zum erstenmal halb und halb, daß er eben so gut wie tausend andere, wie seine Schwester, noch an dem Geburtsstolze hinge. Aber, rief er: wie hätte ich denn verlangen können, daß mein Neffe ohne dieses Vorurtheil erzogen werden sollte, wenn dieses elende Vorurtheil auch mich beherrschte? Er schrieb an seinen Neffen. Ich verachte das Vorurtheil unsrer Geburt so gut wie du; aber dennoch muß ich dir die Erlaubniß durchaus verweigern, diesem Mädchen deine Hand zu geben. Ich kenne die Unbesonnenheit der Jünglinge, die eine hübsche Larve für Tugend halten, und ein Mädchen aus dem Stande, das einem jungen Edelmann seine Hand verspricht, ohne die Einwilligung seiner Verwandten zu fodern, denkt und fühlt nicht fein genug, als

daß sie je meine Nichte werden könnte. Alle deine Versicherungen von ihrer Tugend gelten nichts gegen diesen auffallenden Beweis ihrer Hab= oder Rangsucht. Sie wird nie deine Frau, das merke dir.

Die Antwort kam; wie sehr verlor der Graf die Fassung, da er las: wir sind völlig eins, mein theurer Oheim. Ich würde sogleich des Mädchens Hand fahren lassen, wenn es so wäre, wie Sie meynen. Sie kennt mich unter dem Namen Schütz, als einen Mahler, der völlig unabhängig ist. Sie hat mir ihre Hand nicht versprochen; ich ahne nur, daß sie mich liebt. Kommen Sie selbst, mein theurer Oheim, prüfen Sie das Mädchen, und können Sie einen Zug an ihr finden, der nicht ein Zug der höchsten Vollkommenheit ist, so verspreche ich Ihnen feyerlich: ich will Sie aufgeben. Nur verbergen Sie Ihren Rang, denn dieses theure, seltene Mädchen hat einen Grundsatz, vor dem ich erzittre, den Grundsatz, nie sich in ein vertrautes Verhältniß mit einem Menschen über ihren Stand zu setzen. Ich zittre, daß sie meine Hand ausschlagen wird, wenn sie erfährt, wer ich bin. Uebrigens bin ich fest entschlossen, um den Besitz des

Mädchens alles, alles in der Welt aufzuopfern, und von jezt an nie wieder einen andern Namen zu führen, als den Namen Schütz.

Nun war der Oheim aus allen seinen Außenwerken vertrieben. Er ließ anspannen, ohne seiner Schwester etwas von dem Vorgefallenen zu sagen, und fuhr nach A***. Dürbeck hatte ihn erwartet. Oheim und Neffe geriethen in einen heftigen Wortwechsel, der sich von Seiten des Oheims damit endigte, daß er ganz kalt sagte: gut, dann enterbe ich dich! Der Neffe sagte eben so kalt: der Verlust Ihrer Liebe geht mir nahe, lieber Oheim; aber Ihr Vermögen nicht. Ich bitte, sehen Sie das Mädchen nur einmal, und Sie werden es nicht unnatürlich finden, wenn ich eine Krone für des Mädchens Herz gäbe.

Wie? eines Handwerker Tochter Frau von Dürbeck? Nimmermehr! Nimmermehr!

Sie lehrten mich selbst, lieber Oheim, nicht zu fragen, wer war dein Vater, sondern wer bist du?

Das alles war vergebens, der Graf blieb dabey, er würde ihn enterben. Gut dann, sagte der Neffe: ich werde dennoch nie vergessen, daß Sie mein Wohlthäter waren, daß ich es

jezt selbst Ihnen zu verdanken habe, daß ich mit stolzer Fröhlichkeit sagen kann: ich bin arm.

Bursche, rief der Oheim zornig: ich werde Mittel finden, dich zu zwingen deinen Namen zu ehren; ich werde Mittel finden die listige Betrügerin zu bestrafen. Da blizten des jungen Menschen Augen voll stolzen Feuers. Mein Herr Graf, sagte er: die Banden zwischen uns sind zerrissen. Wagen Sie es nicht, eine Ihrer Drohungen wahr zu machen. Ich habe ein Leben, mein Herr, eine Unschuldige, auch wenn ich sie nicht liebte, gegen Sie in Schuz zu nehmen. Jezt entsage ich freywillig Ihrem Vermögen, und dem Namen, den Sie dadurch entehrt halten, wenn die Tugend ihn führt. Ich gehe jezt, jezt zu dem Mädchen, und war meine Hoffnung kein Traum, so ist sie in einer Stunde mein Weib, und dann soll man wenigstens das Weib eines muthigen Mannes in ihr ehren.

Er nahm Hut und Stock und flog zur Thür hinaus; sein Oheim ihm nach. Mit funkelnden Augen stürzte Dürbeck zu Karolinen in das Zimmer, sein Oheim hinter ihm her. Karoline erstaunte. Ich liebe Sie, Karoline, rief der Jüngling mit muthiger Leidenschaft:

ich liebe Sie unaussprechlich. Ich habe den Muth für Sie, für Ihr Glück alles zu thun, selbst zu sterben. Ich hoffe, Sie kennen mein Herz. Ich fühle, ich kann Ihnen Brod geben, wenn nicht Ueberfluß, doch die Nothdurft; aber eine unaussprechlich reiche Liebe und ein Leben ohne Sünde biete ich Ihnen an. Ich heiße jezt Schütz, ich hieß nicht so. Ich hieß sonst Freyherr von Dürbeck, ich war hier der Erbe dieses Mannes, des Grafen von Rollenhagen. Ich weiß, Sie waren entschlossen, nie einem Manne ihre Hand zu geben, der nicht Ihres Standes ist. Das bin ich jezt; das war ich längst. Ich habe das Vorurtheil, das diesen Mann so hart, so ungerecht macht, nie gekannt. Mein Pinsel soll uns ernähren. O liebste Karoline, stoßen Sie ein Herz nicht zurück, das nichts kann, als Sie lieben.

Karoline blieb erstaunt stehen. Der Graf stand eben so erstaunt. Die schöne Unschuld in Karolinens Gesicht, die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, die eine verborgene Saite seines Herzens mächtig anschlug, und deren Ton sein Wesen mit den schönsten Empfindungen füllte, alles das machte ihn milder. Karoline sagte sanft:

mein Herr, ich habe eine Mutter, ohne deren Willen ich nichts, gar nichts thun kann. Was ich fühle, darf ich Ihnen sagen. Ja ich liebe Sie, und wenn Ihr Stand uns trennen muß, so — Thränen drangen aus den schönen Augen. Sie wendete sich ab.

Trennen muß? rief Dürbeck. Welcher Stand? Karoline, soll denn der Stand mehr gelten, als unser Herz? dieser Stand, der mir immer wie eine Fessel anlag? Nein, von jezt an, von jezt an bin ich dein. Lassen Sie uns zu Ihrer Mutter gehen. Sie entscheide, ob wir beide unglüklich seyn sollen, weil ich einen Namen führe, den ich nie gebraucht habe, und dessen ich nie um glüklich zu seyn bedurfte. Ich beschwöre Sie, sogleich mit mir zu ihrer Mutter zu reisen. Sie entscheide, ob ich glüklich seyn soll oder nicht.

Und Sie sind unabhängig, fragte sie mit einem Blick auf den Grafen. Vollkommen, antwortete Dürbeck. Dieser Mann wird Ihnen die Bestätigung geben. Ich habe feyerlich seinem Vermögen entsagt, und noch einmal wiederhole ich es, selbst wenn Ihrer Mutter Ausspruch mich zu einem freudenlosen Leben ver-

damint, selbst dann habe ich dem Vermögen und meinem Namen entsagt. Mein Oheim weiß, ob auf das Wort zu bauen ist. Sie sehen, ich bin unabhängig, Karoline, lassen Sie uns reisen.

Karoline besann sich. Gut, sagte sie: ich reise heute zu meiner Mutter. Bis dahin aber leben Sie wohl. Sie verbeugte sich.

Der Graf hatte mit finstern Blicken auf Karolinen gehongen. Er wollte die Milde in seiner Brust unterdrücken und konnte es nicht. Der Anblick des Mädchens sezte alle seine bessern Empfindungen in Bewegung. Er begriff nicht, wie das zuging; nicht wie ihm geschah. Er stand unentschlossen da. Endlich machte ein Seufzer seine Brust freier. Also du bist entschlossen, Neffe? fragte der Graf.

Entschlossen um jeden Preis! — Und deine Mutter? — Ich werde ihr schreiben und um ihren Seegen bitten. — Karl, Karl! nein, ich will dich nicht bitten, deinen Entschluß zu ändern, ich kenne dich! ich weiß jezt, es ist vergebens. O! sagte er sehr sanft; ich weiß noch mehr. Aber darum will ich dich bitten, daß du deine Mutter sprichst. Vielleicht. . . .

Sie reisen, Mamsel, wohin? — Nach Hamburg. — Da geht Ihr Weg bey Rollenhagen weg. Haben Sie den Muth, dort des jungen Menschen Mutter zu sprechen? Sie sollen reisen, wenn Sie wollen, und Ihre Entschlüsse bleiben dieselben. Karoline, die freilich die Lage sehr drückend fand, mit nach Rollenhagen zu gehen, willigte dennoch ein. Sie wollte ihren Geliebten prüfen. Nach ein Paar Stunden, die der Graf mit Bitten zubringen mußte, um Karolinen bey ihrem Entschlusse fest zu halten, der ihr höchst seltsam vorkam, wie sie ihn überlegte, saßen sie im Wagen, und fuhren nach Rollenhagen.

Wie sie ankamen, wurden sie auf des Grafen Zimmer geführt. Die Frau von Dürbeck empfing die fremden Frauenzimmer sehr artig. Eben hob der Graf an, eben ergriff Dürbeck seiner Mutter Hand, da stieß Karolinens Pflegemutter Karolinen an, und zeigte ihr ein Portrait, das an der Wand hing. Karoline sah das Portrait an, wurde blaß, sie sah den Grafen voll Unruhe an. Was ist Ihnen, mein Kind? fragte die Frau von Dürbeck. Gott! rief Karoline ängstlich, und zeigte auf das Portrait: das ist meine Mutter! Der Graf sprang

herzu. Wie? rief er noch ängstlicher: wie? das da? wie? Ihre Mutter? das ist nicht möglich, mein Kind. Aber sagen Sie doch, wie kommen Sie darauf?

Karoline zog ein Miniaturportrait ihrer Mutter, das sie ihr geschenkt hatte, aus dem Busen hervor, und hielt es dem Grafen hin. Es ist meine Mutter! rief sie noch einmal. Der Graf nahm das Miniaturportrait, und erkannte es sogleich. Er hatte es Wilhelminen selbst geschenkt. Er wurde bleich, er zitterte, er taumelte in einen Stuhl. Deine Mutter? rief er schwach. Deine Mutter? Es ist nicht möglich. Er sprang wieder auf. Er faßte Karolinens Hand mit wilder Heftigkeit. Es ist nicht so! Die Pflegemutter bestätigte es Wer war dein Vater? rief der Graf, und sah zitternd zum Boden. Der Mahler Franke. — Also war deine Mutter verheyrathet? fragte er trostlos. Mein Vater starb, ehe ich gebohren war. — Wann bist du gebohren? — Karoline nannte das Jahr und den Tag. Der Graf legte einen Augenblick lang die Hand an die Stirn; dann flog er mit dem lauten Freudengeschrei: meine Tochter! meine geliebte Toch-

ter! auf Karolinen ein, drükte sie an seine Brust, und überströmte sie mit Thränen.

Die Frau von Dürbeck wußte allein nicht, was sie aus der seltsamen Szene machen sollte, daß der Vater seine Tochter zu sich bringt, um sie da erst recht feyerlich zu erkennen. Indeß sie benahm ihrem Bruder alle Zweifel. Daß das deine Tochter war, sagte sie: hätte ich vorher beschwören wollen. Sie sieht dir ja ungemein ähnlich; aber wozu diese Komödie? Du wirst doch wohl keine Fremde nach Rollenhagen bringen, um sie als deine Tochter zu erkennen? Und deine Mutter, mein Kind, rief der Graf außer sich: wo ist sie? Gott im Himmel! wo ist meine Wilhelmine? Laßt anspannen! Niemand als der Graf allein verstand das Räthsel. Karoline sah so betäubt aus, wie die andern, und von dem Grafen war nichts herauszubringen. Er küßte Karolinen, zerfloß in Thränen, und rief nach dem Wagen. Der Wagen fuhr vor. Keine Einwendungen halfen. Die vier Angekommenen sezten sich in den Wagen, und fuhren fort. Die Frau von Dürbeck blieb allein, und sann, und sann, was das alles sollte, und sann nichts heraus.

Die Reise ging Tag und Nacht, und nach dreien Tagen kamen sie in Hamburg an. Der Graf stürzte aus dem Wagen, hinter ihm Karoline und ihr Geliebter. Man riß die Thüre auf, und der Graf Rollenhagen warf sich in Wilhelminens Arme. Wilhelmine! rief er. Sie erkannte ihn an der Stimme. Es dauerte auch hier lange, ehe sich Erklärungen durch den Sturm der vielfachen Leidenschaften Platz machen konnten. Wilhelmine legte ihrer Tochter Hand in Dürbecks, und seegnete sie. Dann warf sie einen verlegenen Blick auf den geliebten Grafen. Der Graf umarmte seine Tochter, und sagte: gieb mir deiner Mutter Hand, meine Tochter. Dir wird sie sie nicht abschlagen. Karoline lag an ihrer Mutter Brust, und die Mutter reichte, auf ihrer Tochter Busen weinend, dem Grafen die Hand.

Um siebenzehn Jahre dieses Glüks, rief der Graf, hat mich meine Schuld gebracht. — Ja, siebenzehn Jahre voll Thränen und Sehnsucht sezte Wilhelmine sanft hinzu: gab mir mein vielleicht zu strenger Stolz. Ach, welche Stunden haben wir verloren! Du nicht, Wilhelmine, rief er zärtlich: du hattest deine

Tochter, und ich nichts als das Gefühl meiner Schuld.

Nach ein Paar Tagen reisten sie zusammen nach Rollenhagen ab. Der Graf erklärte feyerlich seine Heyrath mit Wilhelminen seinen Verwandten, und bey der Erziehung seiner Enkel sagte er nichts so oft als: ich bitte Euch, lehrt sie keine Vorurtheile. Ihr wißt nicht, wie groß die Stärke der jugendlichen Vorurtheile ist. Mir kosten sie siebenzehn glükliche Jahre.

A. Lafontaine.

KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochlitz, Friedrich,

Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit In Erzä
hlungen und praktischen Aufsätzen

Bd.: 1

Züllichau [u.a.] (1798)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.162(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090253-9
VD18 15549828-001